Der Gardestern

von

Freiherr von Schlicht



Der

Freiher



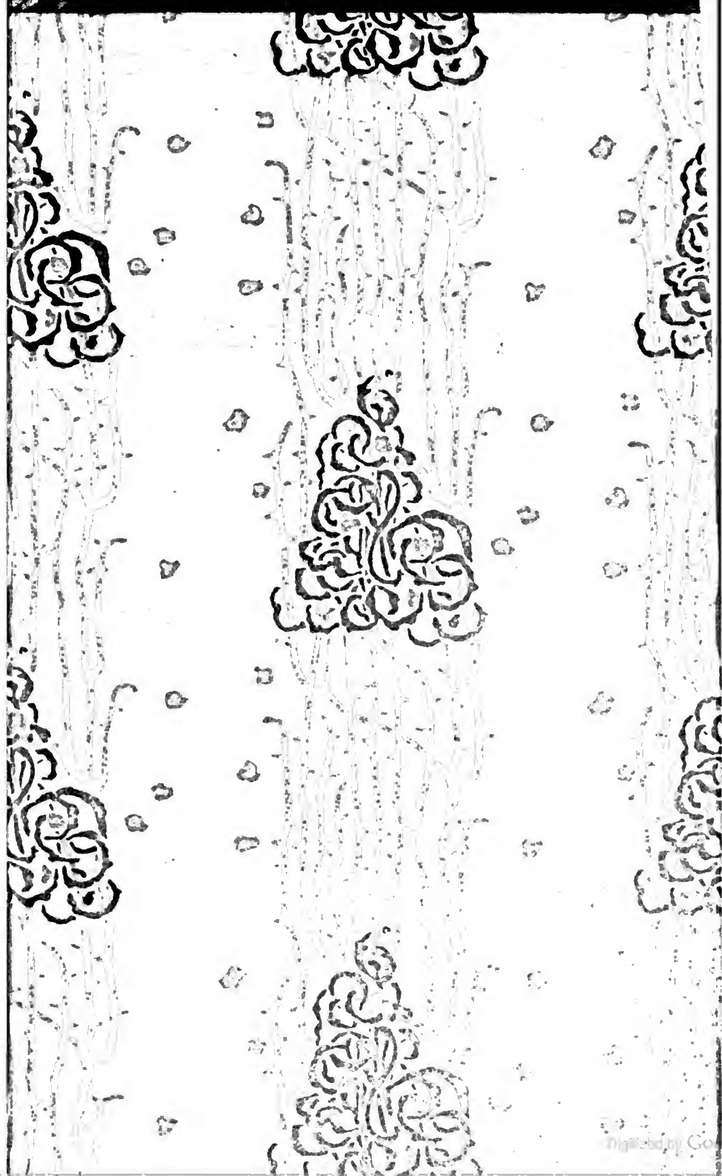
Der Gardestern

von

Freiherr von Schlicht




UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS



Der Gardestern

Humoristischer Roman

von

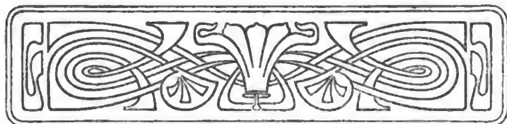
Freiherrn von Schlicht, pseud. of
Wolf Ernst Hugo Emil graf von Baudissin

Sechstes Tausend



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1904

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



Erstes Kapitel

Mit klingendem Spiel kam das Infanterieregiment von einer großen Felddienstübung zurück. Die Offiziere und Mannschaften waren über und über mit Staub bedeckt, aber als jetzt der Oberst von Bothmer zur Seite hinausritt, um den Parademarsch abzunehmen, merkte man der Truppe keine Spur von Müdigkeit an.

In den offenen Fenstern der ersten Etage einer kleinen Villa lagen zwei junge Mädchen und sahen dem militärischen Schauspiel zu.

„Du, Lotte, wer ist das?"

Die große, schlanke Brünette, Panchita Tröger, die Tochter eines reichen Ueberseers aus der großen Handelsstadt, die seit einigen Tagen bei ihrer Freundin, der Tochter des Regierungsrats Osterloh, zu Besuch weilte, hatte den Arm ihrer Nachbarin ergriffen und zeigte mit ihren Augen auf einen nicht mehr ganz jungen Leutnant, der soeben unter ihrem Fenster vorbeimarschierte.

Hatte der Offizier es gehört, daß die beiden jungen Damen von ihm sprachen, genug, er warf einen Blick nach dem Fenster hinauf, ohne daran zu denken, daß er sich in allernächster Nähe des Herrn Oberst befand.

„Bitte, hierher die Augen, Herr Leutnant von Stern,“ erklang da die scharfe Stimme des Vorgesetzten. Aber während jeder andre die Augen mit einem fast hörbaren Ruck, wie es in der Soldatensprache heißt, nach dem Vorgesetzten genommen hätte, kam Leutnant von Stern dem Befehl mit einer gewissen Gleichgültigkeit nach.

„Du, Lotte, wer ist das?“ fragte Panchita ihre Freundin noch einmal.

„Der da?“ erwiderte Lotte. „Die neueste Akquisition des Regiments: Leutnant von Stern oder, wie er kurzweg genannt wird, der Gardestern. Er verdankt seinen Beinamen dem Umstand, daß er ungefähr zehn Jahre in der Garde stand, bevor er vor reichlich acht Monaten zu uns versetzt wurde, und der Tatsache, daß er sich immer noch nach dem Stern zurücksehnt, den die Gardisten bekanntlich an ihren Helmen tragen.“

„Kennst du ihn näher?“ erkundigte sich Panchita lebhaft. „Ist er nett?“

„Geschmackssache,“ erwiderte Lotte, „einige schwärmen für ihn, andre finden ihn unausstehlich, und zu den andern gehören namentlich, soviel ich weiß, seine Vorgesetzten. Er trägt zu sehr den alten Gardisten

zur Schau, das nimmt man ihm übel, ebenso, daß er sich über alles mokiert und beständig behauptet, langsam aber sicher an der Sehnsucht nach der Großstadt zu sterben. Das macht ihm hier viele Feinde."

„Das kann ich mir denken," stimmte Panchita ihr bei. „Man sieht es ihm an, daß er kein Kleinstädter ist und in keiner Hinsicht hierher paßt. Deshalb fiel er mir auch wohl gleich auf, er sieht so ganz anders aus wie die andern, eleganter und feiner, besser angezogen und besser in seiner Haltung. Vor allem aber hat er in seinem Gesichtsausdruck etwas, was ihn von den andern unterscheidet, eine gewisse Ueberlegenheit und eine gewisse Weltverachtung. Das Gesicht, mit dem er bei seinem Kommandeur vorbeimarschierte, war doch einfach himmlisch."

„Hoffentlich bekommt es ihm gut," meinte Lotte. „Ich weiß, der Oberst versteht in solchen Dingen keinen Spaß, und auf den Gardestern ist er besonders schlecht zu sprechen. Aber was ist das? Spricht der Oberst da nicht schon mit ihm?"

Und es war, wie Lotte sagte: der Oberst hatte Leutnant von Stern zu sich herangerufen und sprach, wie es schien, sehr eindringlich auf ihn ein. Leutnant von Stern stand vor dem Vorgesetzten still, mit der Hand am Helm, aber als er jetzt, nachdem er entlassen war, an dem Hause des Regierungsrats vorüberging und zu den jungen Damen hinaufgrüßte,

machte er ein Gesicht, das da ungefähr zu sagen schien: ‚Meine Damen, Sie haben es ja eben aus der Ferne mit angesehen, — der Gerechte muß viel leiden.‘

Fast wider ihren Willen mußte Panchita auflachen: „Weißt du, Lotte, es klingt vielleicht etwas sonderbar, aber ich möchte den Gardestern, wie ihr ihn nennt, wohl einmal näher kennen lernen. Ich habe die Empfindung, als wenn wir beide sehr gut zueinander passen und uns herrlich miteinander amüsieren würden. Verkehrt er viel bei euch im Hause?“

„Bisher so gut wie gar nicht,“ erwiderte Lotte.

„Schade,“ sagte Panchita, „na, ich werde ja auch ohne ihn über die Zeit meiner Verbannung hier hinwegkommen.“

„Um dich zu amüsieren, bist du ja auch nicht hierhergeschickt worden,“ gab Lotte zur Antwort, „und wer weiß, ob er dir überhaupt gefallen würde. Aber was ist das? Schlägt es da schon wirklich halb eins? Da wird es die höchste Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, um den Vater von der Regierung abzuholen.“

„Ist es schon so spät?“ rief Panchita erschrocken. „Warte einen Augenblick, in zwei Minuten bin ich wieder bei dir.“

Wenig später gingen die beiden jungen Damen durch die um diese Stunde nur mäßig belebten Straßen der kleinen Stadt, dem Regierungsgebäude entgegen.

Ihr Weg führte sie an dem Hotel „Stadt Hamburg“ vorüber, in dessen Glasveranda, wie stets um diese Zeit, viele Offiziere bei dem Frühstück saßen. Als die jungen Mädchen vorübergingen, sprangen die Herren gleichsam wie auf Kommando auf und machten eine sehr tiefe Verbeugung, nur einer begnügte sich damit, etwas flüchtig zu grüßen.

„Hast du Leutnant von Weiden gesehen, den schönen Oskar, wie sie ihn hier nennen?“ fragte Lotte die Freundin, als sie vorübergegangen waren. „Wie der wieder gegrüßt hat, — er sagte mir einmal, wenn er sich tief verbeugte, könnte er nichts von mir sehen.“

„Ihr scheint ja sehr intim miteinander zu stehen, daß er dir so etwas sagen darf?“ fragte Panchita.

„Gott,“ erwiderte Lotte, „seit drei Jahren kommt er jede Woche wenigstens einmal zu uns, ebenso wie dein Vater ist auch der seinige ein Freund meines Vaters. So hat sich der Verkehr ganz von selbst entwickelt.“

„Und ist er bisher ganz harmlos geblieben?“ erkundigte sich Panchita neugierig. „Es ist doch eigentlich unnatürlich, daß ein junger, hübscher Leutnant drei Jahre lang in einem Hause verkehrt, ohne wenigstens einen Teil seines Herzens an die junge, hübsche und außerdem auch reiche Tochter zu verlieren.“

Lotte lachte hell auf: „Willst du damit etwa sagen, daß ich nach deiner Ansicht Leutnant von Weiden

hätte heiraten sollen? Da kannst du ganz ruhig sein, — der heiratet nie."

„Und warum nicht?" fragte Panchita.

„Weil er gar nicht lieben kann. Und er kann nicht ernsthaft lieben, weil er jeden Tag in eine andre verliebt ist. Augenblicklich hat er sein Herz an dich verloren, darauf gehe ich jede Wette ein, und wenn er sich nicht heute abend bei uns zum Tee ansagt, weil dein Anblick allein genügte, ihn zu entflammen, dann geschehen doch noch Zeichen und Wunder."

Die beiden jungen Mädchen waren inzwischen bei dem Regierungsgebäude, das nur wenige Minuten von dem Hotel entfernt lag, angelangt und gingen dort wartend auf und ab.

Von ihrem Platze aus konnten sie die Kaserne des Infanterieregiments liegen sehen und sogar das Leben und Treiben auf dem Kasernenhofe beobachten. Die Mannschaften, die sich am Vormittag bei der Uebung vernachlässigt hatten, exerzierten dort noch nach, und einige Offiziere ritten in der kleinen angrenzenden Reitbahn noch ihre Pferde.

Plötzlich brach eins der Pferde aus und raste in wahnsinnigem Galopp durch die Windallee, die von der Kaserne nach dem Regierungsgebäude führte, gerade auf die beiden jungen Damen zu. Erschrocken sprangen die beiden Freundinnen zur Seite, und schon wollten sie einen Schrei der Angst und des Entsetzens aus-

stoßen, als der Reiter ihnen zurief: „Schreien Sie gefälligst nicht, sonst bekomme ich den Satan nie wieder in die Gewalt!"

Mutig unterdrückten sie den Ruf und sahen dann dem Offizier nach, der auf dem Straßenpflaster dahinstürmte, bis es ihm endlich gelang, wieder die Herrschaft über sein Tier zu erlangen. Dann ritt er in leichtem Trab zurück. Er begrüßte die jungen Damen, hielt für einen Augenblick an, um ihnen zu danken, daß sie sein Pferd nicht scheu gemacht hätten, und ließ sich durch Fräulein Osterloh ihrer Begleiterin vorstellen.

„Wie hieß er?" erkundigte sich Panchita, als sie wieder allein waren. „Ich habe seinen Namen nicht verstanden."

„Hauptmann von Böhme," gab Lotte zur Antwort, „den wirst du auch noch kennen lernen. Er ist ein etwas sonderbarer Herr, das wirst du schon an der Art und Weise gemerkt haben, wie er uns zurief, nicht aufzuschreien. Das klang mehr wie ein Befehl als wie eine Bitte. Er ist aus lauter Widersprüchen und Eigenarten zusammengesetzt, aber sonst ein sehr netter Mensch. Willst du noch mehr von ihm wissen? Wir sind hier über unsre lieben Mitmenschen genau orientiert."

„Das scheint mir auch fast so," gab Panchita zur Antwort. „Vorübergehend mag das ja ganz nett und

amüsant sein, aber auf die Dauer finde ich es doch eigentlich schrecklich. Verdenken kann man es schließlich eurem Gardestern nicht, wenn er sich zuweilen nach seinem schönen Berlin zurücksehnt."

Das Erscheinen des Regierungsrats, eines stattlichen Fünfzigers, machte dem Gespräch der beiden jungen Mädchen ein Ende. „Habe ich auf mich warten lassen? Ja? Das tut mir leid, ich will mir aber Mühe geben, euch für das Warten zu entschädigen. Wie ich hörte, gibt es in Stadt Hamburg heute ganz frische Pfahlmuscheln, wir wollen hingehen und ein Dutzend essen, was meint ihr dazu?"

Panchita, die ihrem Naturell nach jede Gelegenheit, sich zu amüsieren, mit Freuden ergriff, stimmte dem Vorschlag lebhaft bei, aber Lotte widersprach: „Du weißt doch, Papa, daß um diese Zeit alle Offiziere dort frühstücken."

„Aber das geniert uns doch nicht," meinte der Regierungsrat. „Wir kennen die Herren doch alle, sie gehen ja bei uns ein und aus, und außerdem können wir uns auf die andre Veranda setzen."

So geschah es denn auch, aber kaum hatten sie Platz genommen und die Bestellung an den Kellner gemacht, als die Portiere, die die Veranda abschloß, zurückgeschlagen wurde und Leutnant von Weiden erschien. Mit einer gutgespielten Verlegenheit wollte er sich zurückziehen, aber der Regierungsrat rief ihn zu

sich heran und bat ihn, eine Kleinigkeit mit ihnen zu frühstücken.

Mit einem leichten, heiteren Lächeln auf den Lippen trat Leutnant von Weiden näher. „Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Regierungsrat, aber ich habe schon gefrühstückt. Wenn Sie mir dagegen gestatten wollen, heute abend eine Tasse Tee bei Ihnen zu trinken, so wäre ich Ihnen sehr dankbar; ich wollte schon lange einmal zu Ihnen kommen."

„Aber mit Vergnügen," stimmte der Regierungsrat ihm bei, dem die frische, lustige Art des Offiziers stets gefiel; dann stellte er ihn Fräulein Panchita vor, während Lotte der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Freundin heimlich anzustoßen; daß ihre Prophezeiung so schnell in Erfüllung gehen würde, hatte sie selbst nicht geglaubt.

Leutnant von Weiden nahm zwischen den beiden jungen Damen Platz, und während der lebhaften Unterhaltung, die bald an dem Tisch entstand und während deren er sich von seiner liebenswürdigsten Seite zeigte, verglich er die beiden jungen Mädchen miteinander. Die Verschiedenheit ihrer Charaktere zeigte sich auch schon in ihrem Aeußeren. Lotte, die bisher ausschließlich in der kleinen Stadt gelebt hatte, war in ihren Ansichten etwas philiströs und hausbacken; das bewies schon die Art, in der sie zwar tadellos korrekt, aber ohne jeden Geschmack das blonde, dichte Haar

gescheitelt trug. Auch ihr Antlitz war ziemlich ausdruckslos, trotz der schönen blauen Augen. Ihre Gestalt war etwas derb, wenig graziös. Um so lebendiger war alles an Panchita: das feingeschnittene Gesicht mit der schönen Nase, dem hübschen Kinn, den lachenden Augen, dem brünetten Haar, — alles verriet Frische und Lebendigkeit, und ihre schlanke, graziöse Gestalt entzückte durch die Anmut ihrer Bewegungen.

„Trinken Sie doch einmal aus, Herr Leutnant,“ ermunterte der Regierungsrat seinen Gast, „Sie sind entschieden heute der Fleißigste von uns allen gewesen, — wo haben Sie sich denn in der Welt herumgetummelt?“

Der schöne Oskar winkte mit der Hand: „Da ganz, ganz draußen. Bis heute morgen hatte ich überhaupt gar nicht gewußt, daß es so entlegene Gegenden gibt, nun habe ich sie sogar kennen gelernt, aber schön ist anders. Wie sagte doch der alte Blücher oder wer es sonst war: das beste an jeder Felddienstübung ist das Ende. Und der Mann hatte recht. Zum Unglück ließ das Ende heute noch länger als sonst auf sich warten. Und daran ist niemand anders als der Gardestern schuld. Der Herr verläuft sich stets im Gelände. Heute hatte er mit seinem Zug die Spitze, und wenn der Oberst nicht plötzlich mit einem heiligen Donnerwetter dazwischengefahren

wäre, dann hätte der Gardestern uns sicher in die Pontinischen Sümpfe geführt."

„Ach, deshalb hat der Kommandeur wohl auch mit ihm unter vier Augen gesprochen?" fragte Panchita.

„Ich weiß es nicht, gnädiges Fräulein, und wenn ich es wüßte, dürfte ich es nicht sagen. Dienst ist Dienst. Aber zur Entschädigung dafür, daß ich Ihnen das eine verschweigen muß, kann ich den Herrschaften eine andre große Neuigkeit mitteilen."

„Wirklich?" fragte Lotte lebhaft, und der Regierungsrat meinte: „Eine Neuigkeit? Eine wirkliche Neuigkeit? Die gibt es hier doch eigentlich gar nicht."

Leutnant von Weiden machte ein sehr geheimnisvolles Gesicht: „Und doch haben sich hier große Dinge ereignet, Dinge, die nur der Nichteingeweihte als unbedeutend bezeichnen kann." Er schwieg einen Augenblick, gleichsam, als wolle er die Neugier noch mehr erwecken, dann sagte er: „Sie wissen, daß die Frau meines Hauptmanns, Frau von Schuben, seit Monaten ohne Köchin ist. Denken Sie sich, seit gestern abend hat sie plötzlich wieder eine Küchenfee."

Der Regierungsrat und Panchita lachten laut auf, während Lotte ärgerlich wurde: „Sie sollten sich wirklich schämen, Herr von Weiden. Wir alle denken, daß Gott weiß was passiert ist, und nun erzählen Sie uns etwas so völlig Gleichgültiges."

Der schöne Oskar nahm den Tadel ruhig hin:

„Sagte ich es nicht schon vorhin, daß Nichteingeweihte die Neuigkeit als Bagatelle betrachten würden? Ich will versuchen, Ihnen in kurzen Worten zu erklären, worin die Tragweite dieses Ereignisses besteht. Sie wissen, daß unsre verehrte Regimentskommandeuse dafür bekannt ist, ihre Dienstboten nicht gerade so zu behandeln, wie moderne dienstbare Geister es verlangen. So hat es auch gestern dort einen Riesenstreit gegeben, der damit endete, daß Luise, die Köchin, der Kommandeuse eine Schüssel mit gefüllten Artischockenböden — nebenbei bemerkt, das Lieblingsgericht des Herrn Oberst — vor die Füße warf und sofort das Haus verließ. Eine Stunde später war sie bei Frau von Schuden in Stellung, und nun denken Sie sich, die Hauptmannsfrau hat die Köchin der Frau Oberst, die Frau Oberst muß selbst kochen, obgleich sie von dieser Kunst so gut wie gar keine Ahnung hat; das Hausmädchen der Frau Oberst weiß am Herd noch weniger Bescheid als ihre Herrin, und die Kochfrau, die erst mit Beginn der Saison ihre Tätigkeit wieder aufnimmt, befindet sich augenblicklich noch auf Reisen. Ich kann Ihnen nur sagen, meine Damen, es herrschen Wirren, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist."

Belustigt hatten die Damen zugehört, nun fragte Lotte: „Und woher sind Sie so genau unterrichtet, Herr Leutnant?"

Der schöne Oskar machte beinahe ein beleidigtes

Gesicht, dann sagte er: „Passiert hier in der Stadt etwas, was ich nicht weiß? Dieses Mal aber habe ich meine Neuigkeit aus erster Quelle, mein Hauptmann ritt auf dem Rückweg neben mir und schüttete mir sein Herz aus. Der Oberst hat ihn zur Rede gestellt und in ernsten Worten von ihm verlangt, daß er die treulose und pflichtvergessene Luise auf den Pfad der Tugend, das heißt natürlich in sein Haus, zurückführen solle. ‚Mein ist das Weib, und mir gehört es zu!‘ hat der Oberst gerufen, und nicht so ganz mit Unrecht, denn Luise hatte noch einen Monat Kontrakt. Luise aber will nicht mehr in das Haus zurück, sie hat kategorisch erklärt, sie ginge nicht, und wenn die Polizei käme, wolle sie sich gern einsperren lassen, aber ihren Dienst träte sie nicht wieder an; sie will auf ihren Lohn, den sie noch zu fordern hat, verzichten, — frei will sie sein. Das hat mein Häuptling dem Oberst denn auseinandergesetzt, — natürlich hat der das nicht alles geglaubt, der Hauptmann ist heftig geworden, der Oberst hat erklärt, ein Kamerad nähme dem andern keine Köchin fort, der Hauptmann hat erwidert, von Fortnehmen könne keine Rede sein, der Oberst hat gesagt, fortgelaufene Dienstboten nähme man nicht, der Hauptmann hat erklärt, fortgelaufene seien auf der andern Seite zugelaufene, und zugelaufene seien besser als gar keine, und seine Frau sei schon monatelang ohne Hilfe in der Küche und habe sich

bereits sämtliche zehn Finger verbrannt. Der Oberst hat gesagt, Dienstmädchen, die freiwillig ihre Stellung verließen, müßten boykottiert und dadurch wieder zur Vernunft gebracht werden. Der Hauptmann hat erwidert, wenn der Oberst die Luise boykottierte, könnte er sie selbst doch nicht wieder engagieren, und wenn er, der Oberst, sie nicht hätte, sähe er, Herr von Schuben, nicht ein, weshalb er sie denn nicht nehmen solle, dann hätte sie doch wenigstens einer, und der Oberst hat gesagt, das wäre es ja eben, daß er das nicht einsehen könne und nicht einsehen wolle. Der Oberst hat, wie es scheint, von seiner Frau, die ja zu Hause gewaltig das Zepter schwingt, den strengen Auftrag, Luise wieder freizubekommen, und Herr von Schuben, der seine Frau über alles liebt, will Luise unter allen Umständen behalten, um seiner Frau das Leben zu erleichtern. Der Kampf ist entbrannt, und nun frage ich Sie, meine Damen, ist das nun eine große Neuigkeit, oder ist das keine?"

„Aber das ist ja entsetzlich," sagte der Regierungsrat anscheinend sehr ernsthaft, während die jungen Mädchen sich über die unglaubliche Zungenfertigkeit, mit der der schöne Oskar den Streit der Parteien geschildert hatte, köstlich amüsierten. „Was soll nur daraus werden?"

„Krieg," gab der Leutnant gelassen zur Antwort. „In Luisens Hand ruhen vorläufig noch die schwarzen

und die heitern Lose, und wenn der noch heute abend erscheinende Aufruf: ‚Luise, kehre zurück zu deiner tiefbetrübten Herrin, — alles ist dir vergeben,‘ wenn selbst das ohne Erfolg bleibt, wenn Schuden die Köchin nicht wieder freilassen, — dann ist das Unglück fertig. Ich für mein Teil stehe ganz auf seiten meiner Hauptmannsfrau, — Sie wissen, die Frau habe ich in mein Herz geschlossen, die Aermste hat es so schwer, daß ihr von Herzen jede Erleichterung zu gönnen ist. Vier Kinder, kein Geld, keine Köchin, und das fünfte Kind — ach so,“ unterbrach er sich, „davon darf man eigentlich in Gegenwart junger Damen nicht reden. Sprechen wir also von etwas anderm.“

Und gewaltsam brachte er das Gespräch auf ein andres Thema und plauderte lustig darauf los, bis der Regierungsrat zum Aufbruch mahnte; aber die Aufforderung, gleich mit zu Tisch zu kommen, lehnte Leutnant von Weiden dankend ab, da er am Nachmittag noch Dienst habe.

So trennte man sich denn mit einem „Auf Wiedersehen heute abend!“, und während der Regierungsrat mit seinen beiden Damen zur Linken ging, wandte sich Leutnant von Weiden zur Rechten. Sein Weg führte ihn bei der Wohnung des Gardesterns vorbei, und unwillkürlich sah er zu dessen Fenstern hinauf. ‚Da sitzt er nun mal wieder zu vierundzwanzig Stunden fest,‘ dachte er. ‚Der arme Mensch kann einem ja

leid tun, daß er schon wieder Stubenarrest hat, aber verdenken kann man es dem Kommandeur nicht, daß er ihn einsperrte. Mögen die Ansichten über den Gardestern noch so geteilt sein, ich mag ihn sehr gerne, aber zum Pfadfinder hat er nicht das geringste Talent. Ein wahres Glück, daß der Oberst dazwischen fuhr, sonst wären wir vielleicht in den nächsten drei Jahren nicht wieder nach Haus gekommen.'

Er fühlte die Müdigkeit in seinen Gliedern und beschleunigte seine Schritte, um so bald wie möglich von dem anstrengenden Vormittag ausruhen zu können.

Zweites Kapitel

Leutnant von Stern stand in seiner sehr hübsch und behaglich eingerichteten Junggesellenwohnung vor dem großen Spiegel und machte Toilette. Er hatte seine vierundzwanzig Stunden Stubenarrest verbüßt und mußte sich nun wieder bei seinem Vorgesetzten melden.

„Bin ich so hübsch, Hans Hansen, oder besser gesagt, ist alles an meinem Anzug in Ordnung?" wandte er sich an seinen Burschen, der hinter ihm stand. „Hier in der Taille ist noch eine kleine Falte, ziehen Sie den Rock noch einmal zusammen. So geht's wohl, was?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant,“ stimmte Hans Hansen ihm bei, aber trotzdem musterte der Gardestern sich noch einmal im Spiegel. Er war mit sich sehr zufrieden, und er hatte auch alle Ursache dazu; er war weit davon entfernt, ein sogenannter schöner Mann zu sein, aber er sah sehr gut aus. Mittelgroß und schlank gewachsen, hatte seine ganze Erscheinung etwas Vornehmes und Aristokratisches. Das frische Gesicht mit dem stolz aufgesetzten Schnurrbart und den großen dunklen Augen hatte etwas Selbstbewußtes, vielleicht etwas zu sehr Selbstbewußtes, und den Mund umspielte beständig ein leiser ironischer Zug.

‚Eigentlich ein hübscher Kerl,‘ dachte er, während er sich jetzt zum letztenmal im Spiegel musterte, ‚ich begreife überhaupt gar nicht, was die Leute hier im Regiment alles an mir auszusetzen haben. Na, die Stunde wird schon kommen, in der man auch hier meine Vorzüge anerkennt.‘

Mit diesem Refrain, der ihn bisher über alle Unannehmlichkeiten, die ihm hier widerfuhren, getröstet hatte, tröstete er sich auch jetzt und schritt gleich darauf gelassen der Kaserne entgegen.

Es war zwölf Uhr vormittags, die Stunde, in der der Herr Oberst persönliche Meldungen entgegennahm, und Herr von Stern ließ sich bei dem Vorgesetzten melden. Wenig später stand er dem Ge-

strengen gegenüber. Der Kommandeur war eine mächtige, imposante Erscheinung, und von seiner Höhe blickte er auf den Leutnant, der in strammer Haltung vor ihm stand und sich mit einer Stimme, der man aber auch nicht die Spur von Reue oder irgendwelcher Erregung anmerkte, ganz gehorsamst nach Verbüßung seiner vierundzwanzigstündigen Arreststrafe meldete.

Der Kommandeur sah seinen Untergebenen mit einem wenig freundlichen Blick an, dann sagte er: „Ich hoffe in Ihrem und in unserm Interesse, daß Sie die Zeit, die ich Ihnen gab, dazu benutzten, um sich im Kartenlesen zu üben. Ich danke Ihnen."

Ganz überrascht blickte der Gardestern auf: „Ist das alles?" wollte er fragen, aber er zog es doch vor, diese Worte für sich zu behalten. Im stillen hatte er sich auf eine große Strafrede gefaßt gemacht. Daß er so billig davonkam, hatte er nicht erwartet. So machte er denn seine Kehrtwendung und verließ gleich darauf das Regimentsbureau.

Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, wandte sich der Oberst von Bothmer an seinen Adjutanten, den Oberleutnant Kauffmann: „Ich wollte, wir hätten den nicht ins Regiment bekommen. Warum mußte gerade ich derjenige sein, den man mit ihm beglückte? Seine Konduite ist nicht allzu glänzend, und auch sonst ist er keine hervorragende Akquisition;

er hat einen guten Namen und tadellose Manieren, das muß man ihm lassen, aber das ist auch alles. Seine dienstlichen Kenntnisse sind nicht übertrieben. Was mich aber gegen ihn einnimmt, was ihn mir zuweilen geradezu unsympathisch macht, trotzdem ich mich natürlich bemühe, auch gegen ihn gerecht zu sein, ist seine Gleichgültigkeit. Man kann ihn tadeln, soviel man will, man kann ihn bestrafen ... alles prallt an ihm ab, nichts bringt ihn aus seiner Ruhe. Er sagt es ja nicht, aber man merkt es ihm an, daß er im stillen denkt: ‚Laßt nur gut sein, Kinder, die Stunde wird schon kommen, in der ihr einseht, daß ihr mir unrecht tut.‘ Und das reizt mich, das macht mich nervös. Natürlich dürfen auch die Untergebenen denken, was sie wollen, aber der Teufel soll sie holen, wenn sie so denken, daß der Vorgesetzte errät, was sie denken. Das ist gegen alle Disziplin und gegen alle Subordination, und ohne die geht es nun einmal nicht in einem Heer, lieber kann es sich auf Staatsunkosten begraben lassen.“

Unterdessen meldete sich der Leutnant Stern bei seinem Bataillonskommandeur und bei seinem Hauptmann und suchte dann das Kasino auf, wo er mit lautem Jubel empfangen und natürlich gehörig geneckt wurde; der eine wollte wissen, warum er denn gestern mittag nicht zu Tisch gekommen sei, der zweite, wo er so lange gewesen wäre, und der dritte bat ihn,

doch heute abend mit ihm einen längeren Spaziergang zu machen und als Führer zu dienen.

Aber wenn die Kameraden geglaubt hatten, den Gardestern mit ihren Neckereien aus seiner Ruhe zu bringen oder ihn gar zu ärgern, so irrten sie sich. Mit übereinandergeschlagenen Beinen hatte er es sich in einem großen Lehnstuhl bequem gemacht und drehte sich mit stoischer Gelassenheit eine Zigarette.

„Kinder," sagte er, als die andern jetzt schwiegen, „tut mir den einzigen Gefallen und laßt euch nicht auslachen. Was mir passierte, kann jedem von euch auch passieren, oder wollt ihr etwa beschwören, daß bisher keiner von euch allen jemals Stubenarrest gehabt hat? ... Na ja, also," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „da niemand widerspricht, nehme ich an, daß ihr mir zustimmt. Was ist denn auch dabei, einmal Stubenarrest zu haben? Mich läßt's kalt. Na, und daß ich mich gestern im Gelände verirrte? Verlaufen kann sich jeder mal, und er kann trotzdem seinen Dienst verstehen wie nur einer. Und, nehmt es mir nicht übel, was ihr könnt, kann ich immer noch."

„Natürlich," stimmte ihm ein Kamerad, mit dem er sich nicht sehr gut stand, ironisch bei. „Natürlich können Sie genau so viel wie wir. Wer wie Sie so lange bei der Garde stand, muß doch wenigstens ebensoviel leisten wie die Linie. Aber wundern tut

es mich doch, daß Sie trotzdem hier so schlechte Geschäfte machen."

Die Meinungen über den Gardestern waren geteilt, er hatte im Offizierkorps fast ebenso viele Feinde wie Freunde, so stimmten einige dem Sprecher bei, während die andern erwartungsvoll Stern anblickten, was der wohl zu dieser Anuzerei sagen würde. Aber den verließ auch jetzt seine überlegene Ruhe und sein selbstbewußtes Lächeln nicht: „Kennen Sie das Sprichwort: ‚Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben und niemand vor seinem Tode dumm schelten'? Ja? Das freut mich. Abwarten ... Tee trinken. Auch meine Stunde wird schon kommen, und wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Der erste Kamerad wollte etwas erwidern, ihn reizte Sterns ruhige, gelassene und überlegene Art, aber in diesem Augenblick erschien Leutnant von Weiden und eilte auf Stern zu.

„Wie schön, daß ich Sie hier finde, Stern," sagte er. „Ich war schon in Ihrer Wohnung, in der es übrigens toll aussieht. Für die nächsten vierundzwanzig Stunden können Sie nicht wieder nach Haus. Ihr Bursche scheint den Reinigungsteufel im Leib zu haben, die ganzen Stuben sind leer geräumt, ich glaube, am liebsten hätte er sogar die Tapeten heruntergerissen."

„Das nimmt mich nicht weiter wunder," erwiderte

Stern gelassen, „Hans Hansen ist an der See geboren und nicht glücklich, wenn er nicht beständig mit beiden Füßen im Wasser plätschern kann. Aber warum suchten Sie mich auf? Wollten Sie mir nur zu der wiedergewonnenen goldenen Freiheit gratulieren oder haben Sie noch etwas Besonderes auf dem Herzen?"

„Teils das eine, teils das andre," gab Weiden zur Antwort. „Ich soll Sie im Namen der Familie Osterloh fragen, ob Sie sich heute nachmittag an einer Partie nach Wellingsbüttel beteiligen wollen; wir fahren mit einem Kremser hinaus, essen dort Abendbrot und sind gegen zehn Uhr wieder zu Hause."

Der Gardestern blickte überrascht auf: „Wie komme gerade ich zu der Auszeichnung? Ich kenne die Familie ja kaum."

„Eben deshalb," gab Weiden zur Antwort. „Ich war gestern abend dort zum Tee, und ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch auf Sie kam. Auf jeden Fall erzählte ich viel von Ihnen, und als wir von der heutigen Partie sprachen, wurden wir uns darüber einig, daß es sehr nett wäre, wenn ich noch einen Kameraden mitbrächte, und ich schlug Sie vor. Wollen Sie? Sie täten mir einen großen Gefallen. Dienst haben Sie, soviel ich weiß, ja nicht."

„Doch," gab der andre zur Antwort, „ich muß heute nachmittag die Kindlein lehren, ich habe Instruktion, kurz ist der Schmerz, noch kürzer ist die

Freude. Um fünf Uhr bin ich fertig; wenn ich mich dann gleich auf meine Tretmaschine setze, könnte ich spätestens um sechs Uhr draußen sein."

„Also gut, abgemacht," sagte Heyden, „da will ich gleich zu Osterlohs gehen und melden, daß wir Sie erwarten können."

Die beiden Kameraden schüttelten sich zum Abschied die Hand, dann suchte der Gardestern wieder seine Wohnung auf, und trotzdem dort alles unter Wasser schwamm, blieb er doch zu Haus, bis sein Bursche ihn um halb vier darauf aufmerksam machte, daß es Zeit wäre, sich umzukleiden und in den Dienst zu gehen. Eine halbe Stunde später schritt er auf den Kasernenhof und instruierte seine Leute über den Krieg 70/71. Erst in der vorigen Stunde, vor einigen Tagen, hatte er versucht, an der Hand der Landkarte den Leuten in großen Zügen den Verlauf des letzten Feldzuges zu schildern. Er hätte sich dieser Aufgabe nicht unterzogen, wenn er nicht gemußt hätte, denn von Anfang an war er sich darüber klar, daß die Sache noch weniger als gar keinen Zweck hätte ... begreifen würden die Leute doch nichts. Und daß er mit dieser Vermutung recht hatte, wurde ihm klar, als er jetzt die Leute abfragte; die hatten keine blasse Ahnung, und voller Zuversicht behauptete sogar ein Mann, der Krieg 70 wäre mit den Russen gewesen.

„Ach nein, wirklich?" fragte der Gardestern ge-

lassen, „das ist mir ganz neu, aber wenn Sie es so fest behaupten, muß es doch wohl wahr sein.“

Und der Mann, der an dem Gelächter der Kameraden merkte, daß er Unsinn geredet hatte, schämte sich infolge der spöttischen Bemerkung seines Leutnants mehr, als wenn er den stärksten Tadel bekommen hätte.

„Welches war die erste bedeutende Schlacht in dem Feldzug?“ fragte Leutnant von Stern weiter.

Die ersten drei blieben die Antwort schuldig, der vierte sagte: „Waterloo,“ der fünfte machte ein Zeichen, daß er die Frage beantworten könne und rief, so stolz wie nur möglich: „Königgrätz, Herr Leutnant.“

„Der Herr Oberst kommt,“ ertönte in diesem Augenblick der Ruf.

Im Grunde seines Herzens interessierte diese Neuigkeit den Gardestern sehr wenig, er gehörte nicht zu jenen Untergebenen, die in der Nähe eines Vorgesetzten ängstlich und unruhig werden. Er war sich seines Wertes wohl bewußt, und so ging er auch jetzt ganz ruhig und gelassen dem Vorgesetzten entgegen, um diesem die Meldung abzustatten.

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören,“ erwiderte der, „worüber instruieren Sie . . . über den letzten Feldzug? Sehr schön. Bitte, fragen Sie weiter.“

Und der Gardestern fragte weiter, während der Kommandeur neben ihm stand und sich die Instruktion anhörte.

„Musketier Ohlsen, ich habe Ihnen in der letzten Stunde ausführlich von der Kapitulation von Metz erzählt. Was haben Sie davon behalten?“

Tiefes, ehrfurchtsvolles Schweigen.

„Der nächste, Musketier Meier, was wissen Sie darüber?“

„Ich war vorige Stunde nicht hier, Herr Leutnant, ich war auf Kammer.“

„Der Hintermann, Musketier Christians, erzählen Sie mir etwas von der Kapitulation.“

„Ich war mit Meier zusammen auf Kammer, Herr Leutnant.“

Jeder andre wäre an Stelle des Gardesterns bei den törichten Antworten der Mannschaft unruhig und nervös geworden, aber diesen ließ die Sache vollständig kalt. Er machte ein Gesicht, das da ungefähr besagte: ‚Kinder, ich habe auch gar nichts andres von euch erwartet,‘ und in seiner ruhigen, gelassenen Weise fragte er weiter.

„Musketier Untied, wissen Sie mir etwas von Metz zu erzählen?“

‚Natürlich weiß der ebenso wenig wie die andern,‘ dachte der Gardestern, um so freudiger war er daher überrascht, als ein lautes: „Zu Befehl!“ erklang.

„Nun, so erzählen Sie,“ ermunterte Stern den Musketier, „was wissen Sie von der Kapitulation von Metz?“

Und ohne sich zu besinnen, gab der Brave zur Antwort: „Metz kapitulierte, Herr Leutnant.“

„Das ist ja richtig,“ stimmte Stern gelassen bei, „aber weiß mir niemand von Ihnen etwas Ausführlicheres zu erzählen?“ fragte er weiter. „Ich habe Ihnen die Ausfallsgefechte geschildert, ich habe Ihnen gesprochen von den verschiedenen Gefechten bei Tag und bei Nacht, die die Franzosen unternahmen, um die Kette der Deutschen zu durchbrechen ... weiß einer von Ihnen noch etwas davon?“

Aber dieser Appell an das Wissen der Leute prallte ab, kein Mensch rührte sich, kein Laut war hörbar, es herrschte Grabesstille ... aber mit einemmal wurde die unterbrochen, und zwar so jäh, so plötzlich, daß alle erschrocken zusammenfuhren: „Ihr Himmelhunde, ihr Schafsköpfe!“ donnerte der Herr Oberst, „glaubt ihr, daß der Herr Leutnant sich nur deshalb die Mühe gibt, euch zu unterrichten, damit ihr von einem Tag zum andern alles wieder vergeßt? Von jetzt an habt ihr jeden Tag zwei Stunden Instruktion, und das so lange, bis ich mich davon überzeugt habe, daß ihr das, was von euch verlangt wird, auch wirklich wißt.“

„Seht ihr wohl, Kinder, das habt ihr nun von eurer schafsdämlichen Dämlichkeit,“ sagte der Gardestern ruhig, als der Kommandeur endlich gegangen war und sich außer Hörweite befand, „mir soll's recht

sein ... ob ich euch einmal oder zweimal täglich instruiere, ist mir ganz gleichgültig, man weiß ja doch nicht, was man mit seiner Zeit hier anfangen soll."

Endlich schlug die Uhr fünf, und in demselben Augenblick erschien der Bursche mit dem Rad. Gleich darauf fuhr der Gardestern dem Rendezvousplatze entgegen, aber trotzdem er versprochen hatte, um sechs Uhr dort zu sein, kam er fast eine halbe Stunde später. Osterlohs schienen ihn nicht mehr erwartet zu haben und waren gerade im Begriff, einen kleinen Spaziergang durch den Wald zu machen, als Stern zu ihrer Verwunderung doch noch erschien.

„Was nützt mich die schönste Luft, wenn sie sich nicht in meinem Radreifen aufhält?" sagte er, nachdem er sich wegen seines späten Erscheinens entschuldigt hatte. „Ich habe beide Reifen aufpumpen müssen, und da ich keine Luftpumpe bei mir hatte, war die Sache naturgemäß mit einigen Schwierigkeiten verbunden."

Zunächst nahmen alle wieder in der schattigen Laube des großen, schönen Gartens Platz und plauderten bald von diesem, bald von jenem. Während Weiden aber in seiner Lebhaftigkeit sich mit dem, was er sagte, stets an die ganze Gesellschaft wandte, richtete der Gardestern seine Worte stets an eine Person, und fast ausschließlich an Panchita; einmal, weil sie neben ihm saß, zweitens, weil er sie

viel hübscher fand als Lotte, deren Name ihm schon unglaublich kleinstädtisch vorkam, dann aber auch, weil er mit ihr über Berlin sprechen konnte. Sie hatten dort den einen oder andern gemeinsamen Bekannten, und so kam es, daß er sich fast nur mit ihr unterhielt. Auch als sie jetzt einen kleinen Spaziergang unternahmen, blieb er an ihrer Seite.

„Sagen Sie mir, bitte, gnädiges Fräulein," sagte er, „wie sind Sie nur auf den Gedanken gekommen, hierher zu reisen, und noch dazu zum Vergnügen? Wenn ich nicht müßte, bliebe ich keine zwölf Stunden in diesem elenden Nest, das doch eigentlich sehr Pfui Teufel ist, wie sich neulich ein alter Regimentskamerad ausdrückte. Der kam vom Urlaub und wollte auf der Rückreise drei Tage bei mir bleiben, aber als ich ihn durch die Hauptstraße zu meiner Wohnung führte, blieb er plötzlich stehen und sagte: ‚Nimm es mir nicht übel, Stern, aber ich habe von der Stadt mehr als genug, hier halte ich es nicht drei Stunden aus, bring mich wieder zur Bahn.' — ‚Trink doch wenigstens einen Kognak bei mir,' bat ich, ‚dann wird dir schon besser werden,' aber selbst das schlug er ab. Und so reiste er wieder fort, ohne eigentlich hier gewesen zu sein. Na, recht hatte er ja, ich hätte an seiner Stelle ebenso gehandelt. Und ich wiederhole, es ist mir ganz unverständlich, wie Sie zum Vergnügen hierher reisen konnten."

Panchita hatte ihm belustigt zugehört. Die Art, in der er sich gab, in der er sprach und sich über alles, das ihn umgab, mokierte, entsprach genau dem Bild, das sie sich von Anfang an von ihm gemacht hatte. So hatte sie, obgleich sie ihn kaum eine halbe Stunde kannte, gar nicht die Empfindung, als ob er ihr fremd sei. Sein ganzes Wesen war ihr um so sympathischer, als es dem ihrigen gewissermaßen wahlverwandt war. So sagte sie denn jetzt: „Ja, Herr Leutnant, wissen Sie es denn so genau, daß ich zu meinem Vergnügen hier bin?“

Er klemmte sein Monokel, das er, wie die Spötter behaupteten, selbst im Schlafe trug, noch fester ein und sah sie etwas verständnislos an: „Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, das verstehe ich nicht ganz. Man reist doch entweder zum Vergnügen oder in Geschäften, das letztere ist doch bei Ihnen ausgeschlossen, bleibt also nur das Vergnügen.“

„Oder auch nicht,“ widersprach sie. „Können Sie sich nicht denken, daß man auch als junges Mädchen von seinen Eltern in eine kleine Stadt geschickt wird, nicht gerade, um vernünftig zu werden, sondern, na, wie soll ich mich ausdrücken ... so gewissermaßen zur Strafe.“

Er war stehen geblieben und sah sie groß an: „Sie auch, gnädiges Fräulein? Das ist nicht schlecht. Da sind wir ja nicht nur gewissermaßen, sondern tatsächlich Leidensgefährten.“

Sie stimmte ihm halb lustig, halb traurig bei. „Ja, ja ... leider, leider."

„Nur immer den Kopf hoch, gnädiges Fräulein," tröstete er sie. „Zwar weiß ich ja nicht, weshalb Sie hierher geschickt wurden, aber für Sie wird die Stunde der Erlösung schon bald schlagen. Bei Ihnen handelt es sich vielleicht um Wochen, ich aber kann, wenn das Militärkabinett sich meiner nicht erbarmt, Jahre und Jahrzehnte hier sitzen. Und das halte ich nicht aus, obgleich der Himmel mir eine große Portion Wurstigkeit in meine Wiege legte. Ein Jahr bin ich schon hier, aber wenn ich noch ein Jahr hier bleiben muß, dann bekomme ich den collaps provincialis. Sie kennen doch die Krankheit, gnädiges Fräulein? Sie besteht darin, daß man vollständig stumpfsinnig wird, sich mit Selbstmordgedanken trägt und sich eines Tages, lediglich weil man nicht weiß, was man sonst anfangen soll, mausetot schießt."

„Na, ganz so schlimm wird es doch nicht werden," beruhigte ihn Panchita. „Hier ist es doch auch ganz schön. Sehen Sie nur den Wald, diese herrlichen Bäume, und atmen Sie nur diese köstliche Luft!"

„Ich atme," gab er zur Antwort, „ich atme sogar ganz tief ... aber ich bin nun einmal zu sehr Berliner. Die Luft in der Friedrichstraße ist mir viel, viel lieber, und nun erst die Luft in der Weinhandlung von Kempinski ... eigentlich ist das ja gar

keine Luft, aber schön und berauschend ist sie doch. Wissen Sie, gnädiges Fräulein, Ihnen, als meiner Leidensgefährtin — wenn ich Sie so nennen darf —, kann ich es ja anvertrauen, und Sie werden mich verstehen: manchmal möchte ich vor Sehnsucht nach der schönen Kaiserstadt weinen, und oft frage ich mich, ob meine Schuld denn wirklich so groß ist, daß ich zur Strafe hierher versetzt werden mußte."

„Sie müssen doch ein großes Sündenregister haben, daß man Sie überhaupt versetzte?" fragte sie.

„Danke, es geht so," erwiderte er, „aber ich war deshalb auch nicht leichtsinniger als alle andern. Ich hatte nur fortwährend Pech, ich fiel immer hinein, und wenn ich in Zivil ausging, konnte ich sicher sein, innerhalb der ersten fünf Minuten einem Vorgesetzten in die Arme zu laufen. Na, was für einen Stier das rote Tuch, das ist für einen Vorgesetzten der Zivilanzug."

„Aber deshalb allein wird man Sie doch nicht versetzt haben?" erkundigte sie sich, „Sie haben doch gewiß noch ganz andre Missetaten auf dem Herzen."

„Wirklich nicht, gnädiges Fräulein," widersprach er, „ich hatte nur Unglück, das war alles. So auch das letzte Mal. Ich sitze, natürlich wieder in Zivil, und denke an nichts Böses, da öffnet sich plötzlich die Coupétür, und mein Divisionskommandeur, der mich erst kürzlich mit acht Tagen Stubenarrest wegen Zivil-

tragens bestrafte, erscheint. Einen Augenblick lähmte mich der Schreck, dann hatte ich aber einen genialen Gedanken; während Exzellenz, der mich noch nicht bemerkt hatte, die Coupétür auf der linken Seite zumachte, machte ich die Tür auf der rechten Seite auf und ging auf dem Trittbrett in das Nebencoupé, aber als ich einsteige, während der Zug schon in Bewegung ist, rührte mich von neuem beinahe der Schlag, denn wer saß da? Mein Oberst. Solch Pech kann doch auch nur ich haben. Natürlich bekam ich wieder Arrest, und damit war mein Maß nicht nur voll, es lief sogar über, und ich kam hierher. Ja, ja, man hat's nicht leicht."

„Das scheint fast so," stimmte Panchita ihm lustig bei, „aber warum machen Sie auch solche Dummheiten?"

„Wenn ich nicht fürchten müßte, unartig zu sein, könnte ich die Frage zurückgeben," sagte Stern. „Sie sind doch auch nicht aus eignem Antriebe hier, gnädiges Fräulein."

„Das ist doch etwas ganz andres," verteidigte sich Panchita, „und wenn Sie es wissen wollen, warum ich hier bin, so mache ich gar kein Geheimnis daraus. Wir hatten kürzlich bei meinen Eltern ein großes Familienfest, und da habe ich es einigen alten Tanten gegenüber an der nötigen Zuvorkommenheit fehlen lassen, und den Mops einer alten Cousine habe ich,

weil ich mich über die Cousine ärgerte, mit dem Fuß gestoßen. Das war ja gewiß unrecht, aber um Verzeihung gebeten habe ich doch nicht, und da wurde ich hierhergeschickt und soll mich hier, wie mein Vater sagt, so lange langweilen, bis ich reu- und demütig all mein Unrecht einsehe." ...

„Nun, wo bleiben die Herrschaften?"

Der Regierungsrat, der bisher mit den andern vorausgegangen war, blieb stehen, um auf die beiden zu warten. „Es ist nur gut, daß Sie mir zu Hilfe kommen," sagte Panchita, „ich versuche nämlich, den Herrn Leutnant davon zu überzeugen, daß man auch ier sehr glücklich sein kann."

„Gibt's ja gar nicht, gnädiges Fräulein," widersprach der Gardestern.

„Das gibt es doch," sagte der Regierungsrat sehr höflich, aber auch sehr bestimmt. „Ich bin sehr glücklich hier, und ich kenne die Stadt seit vielen, vielen Jahren; Sie wissen, ich bin hier geboren."

„Und Sie leben immer noch?" Es klang ein so aufrichtiges Erstaunen, eine so ehrliche Verwunderung aus dieser Frage, daß der Regierungsrat laut auflachte.

„Wie Sie sehen, ja," gab er zur Antwort. „Nun aber kommen Sie beide, die andern warten dort oben bei der Lichtung auf uns, wir haben dort gerade jetzt eine sehr schöne Aussicht und eine sehr schöne Beleuchtung."

Panchita sah den Gardestern heimlich von der Seite an, und sie konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken. Bei den Worten „Aussicht“ und „Beleuchtung“ machte er ein Gesicht, als wenn ihm ein Zahn ausgezogen werden sollte. Trotzdem heuchelte er Interesse, und als sie auf der Lichtung ankamen, putzte er, um die Aussicht besser bewundern zu können, so lange sein Monokel, bis der Regierungsrat zum Aufbruch mahnte.

„Nicht wahr, sehr hübsch?“ fragte Panchita Herrn von Stern leise, als er nun fortging, ohne auch nur das geringste gesehen zu haben.

„Sie meinen die Aussicht auf das bevorstehende Abendessen?“ fragte er ebenso. „Da haben Sie recht, gnädiges Fräulein, ich habe einen grausamen Hunger.“

„Ich auch,“ stimmte Panchita ihm bei, und den andern schien es ebenso zu gehen, alle beschleunigten ihre Schritte, so daß sie bald an der Tafel saßen.

Und in fröhlichem Geplauder blieben sie zusammen, bis es endlich Zeit wurde, an die Rückfahrt zu denken.

Drittes Kapitel

Frau von Schuben saß in dem glühend heißen Kinderzimmer ihrer kleinen Etagenwohnung und nähte Kinderzeug, das sie selbst zugeschnitten hatte. Un=

ermüdlich drehte sie mit der fleißigen Rechten die kleine Handnähmaschine, und sie ließ sich in der Arbeit auch nicht durch die vier Kinder stören, von denen das jüngste noch im Wagen lag, während die drei andern auf der Erde herumkrabbelten und alle Augenblicke wegen eines Spielzeugs in Streit gerieten. Und kaum war eine Fehde beigelegt, da brach auch schon eine neue aus.

Und mit einem Male, gleichsam auf Kommando, fingen alle vier entsetzlich zu schreien an.

„Aber, Jungens, was gibt es denn nun schon wieder?“

Verzweifelt drehte die Mutter sich um. Wegen eines Bilderbuches war der Streit entstanden, nun sollte Mutter alle Jungens gleichzeitig auf den Schoß nehmen, ihnen die Bilder erklären und Geschichten erzählen. Sonst hätte Frau von Schuden nicht gezögert, den Wunsch ihrer Lieblinge zu erfüllen, aber heute konnte es nicht sein. Sie erwartete Besuch; Frau von Bothmer, die Kommandeuse, hatte ihr ein Billett geschickt und ihren Besuch angemeldet, um noch einmal persönlich mit ihr wegen Luise Rücksprache zu nehmen, da diese sich noch immer weigerte, ihren alten Dienst wieder anzutreten. So hatte Frau von Schuden schon beizeiten Toilette gemacht, um nachher fix und fertig zu sein: sie hatte ihren besten Rock, ihre helle Bluse herausgesucht, die einzig seidene, die sie besaß

und die sie sich angeschafft hatte, als noch nicht so viel Kinder da waren. Und nun wurde schon in den allernächsten Tagen bei Schubens wieder ein Kind erwartet. Ach, und dabei ging es ihnen finanziell so entsetzlich schlecht; sie hatten auf das Kommißvermögen hin geheiratet, und da die Zinsen trotz aller Sparsamkeit nicht reichten, mußten sie, um keine Schulden zu machen, das Kapital angreifen.

„Mutten — Schoß — Mutten, Schoß!“

Die Jungens drängten sich an sie heran und zerrten an ihrem Rock, sie aber wies sie zurück.

„Mutten kann nicht, Mutten muß für euch Kleider nähen, und gleich kommt Besuch.“

Sie versuchte, die Jungens, und namentlich den jüngsten, der in seinem Wagen, sich selbst zur Freude, andern zum Leide, wie ein Wilder schrie, zu beruhigen, und als ihr das nicht gelang, kamen ihr die Tränen in die Augen, und ein fast verzweifelter Ausdruck trat in ihr junges, hübsches, aber doch verhärmtes und vergrämtes Gesicht. Man sah es der kleinen Frau an, daß ihre Kräfte fast aufgebraucht und daß die ewigen Sorgen nicht spurlos an ihr vorübergegangen waren.

„Nehmt doch Rücksicht auf euer kleines Mutten,“ bat sie, „ihr seht doch, ich habe zu tun. Seid doch gut.“

Aber Vernunftgründen waren die Jungens noch

nicht zugänglich, sie schrien und zeterten weiter. Endlich klingelte sie nach dem Stubenmädchen, das gleich darauf ins Zimmer trat.

„Dora, die Kinder schreien, daß ich es nicht mehr ertragen kann; ich bin fast die ganze Nacht auf den Beinen gewesen; ich kann einfach nicht mehr! Sagen Sie doch Frau Strauß, sie möchte mir etwas zur Hilfe kommen."

Das Mädchen, das mit einer rührenden Liebe an ihrer Herrin hing, warf ihr einen mitleidigen, teilnahmvollen Blick zu. „Ich will mal nachsehen, gnädige Frau, ob die Straußsche schon auf ist. Vor einer halben Stunde lag sie noch im Bett, da klingelte sie und wollte zum zweitenmal Kaffee haben. Ich habe ihr aber schön den Marsch geblasen: ‚Zweimal Kaffee, noch dazu an einem Morgen, und dann wo möglich auch noch zweimal Brot und Butter, das könnte Ihnen wohl so passen, aber das gibt es nicht. Bei Rothschildens sind wir hier nicht, und wie ich mir habe sagen lassen, trinken selbst Kaisers nur einmal Kaffee. Und wer nichts tut und nichts arbeitet, der braucht überhaupt keinen zu trinken.' Na, gnädige Frau kennen ja meine Ansicht über die Strauß, so viel weiß ich: wenn ich etwas zu sagen hätte, dann flöge sie!"

Ein leises Lächeln umspielte Frau Hedwigs Mund. „Sträuße fliegen nicht," versuchte sie zu scherzen.

„Ich wollte es ihr schon beibringen,“ sagte Dora resolut, „aber gnädige Frau sind ja viel zu gut und lassen sich viel zu viel gefallen; ich will mich nachher einmal nach ihr umsehen und ihr Beine machen, — na, Frau Strauß, nun freuen Sie sich man!“

Frau Strauß war das Gespenst des Hauses; schon als das erste Kind geboren wurde, war sie im Haus gewesen und hatte als Wärterin wirklich gute Dienste geleistet. Mit einem frohen „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!“ war sie gegangen, um kaum elf Monate später wieder zu erscheinen. Und so kam sie von Jahr zu Jahr, obgleich sie selbst immer träger, dicker und bequemer wurde; sie lag den ganzen Tag im Bett und schlief, und wenn sie nicht schlief, dann aß und trank sie, um sich für die bevorstehenden schweren Tage zu stärken.

Endlich erschien die Strauß; sie schien eben erst aus dem Bett gekommen zu sein, ein nicht ganz sauberer weißer Unterrock umspannte ihre Hüften und ihre Beine, deren Füße in gestickten Latschen steckten. Um den üppigen Busen hatte sie einen dicken wollenen Schal geschlungen, und die Haare hingen ihr wirr um die Schläfe.

„Könnten Sie nicht etwas bei den Kindern bleiben,“ bat Frau Hedwig, „ich erwarte Besuch und möchte die Kleinen nicht ohne Aufsicht lassen, die Mädchen und der Bursche haben alle Hände voll zu tun.“

Frau Strauß machte ein sehr verschnupftes Gesicht. „Eigentlich paßt mir das gerade heute sehr schlecht, gnädige Frau; die Sonne scheint so schön, und da hatte ich mir vorgenommen, zur Stadt zu gehen und ein paar Besorgungen zu machen. Aber wenn gnädige Frau Besuch erwarten, ist das ja etwas andres; wer kommt denn?"

Die Hausfrau war durch die Strauß schon so eingeschüchtert und hatte sich schon so viel von ihr bieten lassen, daß sie das Unpassende dieser Frage gar nicht empfand. „Ich erwarte Frau Oberst von Bothmer," gab sie zur Antwort.

Frau Strauß flog ordentlich in die Höhe, sie war nicht umsonst so oft und so lange bei Schubens gewesen, sie hatte in der Zeit etwas militärisches Verständnis bekommen, eine Kommandeuse imponierte selbst ihr. „Was," rief sie, „die Frau Oberst kommt? Das ist ja allerdings etwas ganz andres, da müssen meine persönlichen Wünsche natürlich zurücktreten, in fünf Minuten bin ich wieder hier."

Sie eilte davon, so schnell ihre Körperfülle es ihr erlaubte, und erschien wirklich nach kaum einer Viertelstunde in einem sauberen Waschkleide und mit frisierten Haaren. „So, und nun wollen wir die lieben Kleinen beruhigen," sagte sie, und das gelang ihr auch sehr schnell. Die Kinder hatten Angst vor Frau Strauß, und sie wußten, wenn diese „Willst du wohl, willst

du wohl?“ sagte, dann war ein Klaps in allernächster Nähe.

Es klopfte, der Bursche trat ins Zimmer, und die Kinder, die ihn ebenso abgöttisch liebten wie er sie, liefen auf den Musketier Bruhns zu und umklammerten seine Beine. „Buhns, Buhns!“ riefen sie.

Vor seiner Herrin stand er in tadelloser Haltung, die Hände vorschriftsmäßig an der Hosennaht, aber heimlich und verstohlen spielte er mit den beiden Zeigefingern in den dichten Locken der Kinder, die sich an ihn drängten. „Gnädige Frau — die Frau Oberst,“ meldete er mit militärischer Kürze.

„Ich lasse sehr bitten, führen Sie die gnädige Frau in den Salon.“

Bruhns verschwand, Frau Hedwig erhob sich und warf noch einen letzten Blick in den Spiegel, dann verließ auch sie das Zimmer, nachdem sie ihre Kinder nochmals beschworen hatte, während ihrer Abwesenheit Ruhe und Frieden zu halten.

Als sie den Salon betrat, stand Frau von Bothmer hoch aufgerichtet im Zimmer; sie hatte ihre Hände vor dem Magen gekreuzt und spielte mit der langstieligen Lorgnette, die sie stets trug, obgleich sie diese nie gebrauchte. Die Hausfrau sah die Stellung der Kommandeuse mit Schrecken: wenn Frau von Bothmer so dastand, dann war schlecht mit ihr Kirschen zu essen.

Die Hausfrau eilte auf ihren Gast zu, reichte ihr die Hand und nötigte sie dann auf das Sofa, während sie selbst auf einem Sessel Platz nahm.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, meine liebe Frau von Schuden,“ nahm jetzt Frau von Bothmer das Wort, „weil ich Ihnen bei Ihrem leidenden Zustand nicht zumuten wollte, den weiten Weg zu mir zu machen.“

„Sie sind wirklich sehr liebenswürdig, gnädige Frau,“ sagte Frau Hedwig dankbar.

Die Kommandeuse achtete nicht weiter auf diese Bemerkung, kaum, daß sie unmerklich den Kopf neigte. „Was mich zu Ihnen führt, Frau von Schuden, wissen Sie ja,“ fuhr sie jetzt bedeutend kühler fort, „ich habe es Ihnen ja bereits geschrieben, es handelt sich um meine Köchin.“

Frau von Bothmer betonte das Wort „meine“ so stark, daß Frau Hedwig merkte, ihr Gast denke nicht daran, ihre Rechte an Luise aufzugeben. Trotzdem aber wagte sie einen Widerspruch, denn wenn sie jetzt das Wort „meine“ durchgehen ließ, so gab sie damit zu, daß sie widerrechtlich den Dienstboten einer andern Familie bei sich im Hause hatte. So sagte sie denn jetzt: „Ich weiß, gnädige Frau, es handelt sich um Ihre frühere Köchin.“

Und ebenso scharf, wie vorhin die Kommandeuse das Wort „meine“, betonte sie jetzt das Wort „frühere“.

Frau von Bothmer sah auf: kurz, bestimmt,

energisch, und die Lorgnette wurde mit einem hörbaren Knall zusammengeschlagen, dann sagte sie: „Sie irren sich, Frau von Schuden, Luise ist auch heute noch meine Köchin, sie hat noch einen Monat Kontrakt, und daran vermag auch die Tatsache nichts zu ändern, daß Sie das Mädchen jetzt bei sich aufgenommen haben. Und ich möchte Sie sehr bitten, mir die Köchin wieder zuzuschicken."

Die kleine Frau von Schuden sank bei der hoheitsvollen Miene der Kommandeuse ganz in sich zusammen, dann erwiderte sie: „Gnädige Frau, ich habe getan, was ich konnte, um Luise wieder zu Ihnen zurückzubringen. Ich habe ihr erklärt, wir könnten sie erst engagieren, nachdem ihre kontraktmäßige Zeit bei Ihnen, gnädige Frau, abgelaufen sei, ich habe sie auf die Folgen ihres Schrittes aufmerksam gemacht, ich habe mich sogar geweigert, sie ganz zu mir ins Haus zu nehmen, solange sie ihre Pflicht Ihnen gegenüber nicht erfüllt hat. Luise kommt nur am Tage ein paar Stunden zu mir, um zu kochen, sie wohnt bei Verwandten. Und daß ich in dieser Zeit nicht mit einem Mädchen auskommen kann, gnädige Frau, daß ich mich sogar über Luisens Hilfe freue, das werden Sie mir doch zugeben."

„Gewiß, Frau von Schuden, gewiß," stimmte ihr die Kommandeuse bei, „aber warum muß es gerade Luise, meine Luise sein, die für Sie kocht?"

Die beiden Damen stritten hin und her, die eine wollte behalten, was sie hatte, die andre wollte zurückhaben, was sie besessen hatte, und am Schluß der langen Unterhaltung waren sie genau so weit wie am Anfang.

Die Kommandeuse erhob sich, um zu gehen, sie sah ein, hier war nichts zu machen.

„Wenn Luise zu Ihnen zurückkehren will, gnädige Frau," nahm Frau Hedwig noch einmal das Wort, „dann halte ich sie ganz gewiß nicht; wenn Sie es wünschen, will ich sie sogar in Ihrer Gegenwart ermahnen, zu Ihnen zurückzukehren."

Frau von Bothmer stimmte dem bei, so wurde Luise denn hereingerufen, aber alle Vorstellungen der Hausfrau blieben erfolglos: „Nein, gnädige Frau," sagte sie, „ich bleibe hier, wenn es sein muß, sogar ohne Lohn, aber zu der gnädigen Frau von Bothmer kehre ich für kein Geld zurück, für kein Geld; und wenn die gnädige Frau mich mit der Polizei zurückholen läßt, dann koche ich so schlecht, daß keiner es essen kann, natürlich nicht absichtlich, aber wer kann kochen, wenn er gezwungen hinter dem Herde steht? Auf meinen Lohn und auf alles, was ich noch zu fordern habe, verzichte ich, und nun muß ich in die Küche, denn der gnädige Herr kann jeden Augenblick kommen, und da muß das Frühstück fertig sein."

Und draußen war sie.

Frau von Bothmer war starr, einfach starr, — so etwas hatte sie sich in Gegenwart einer sehr viel jüngeren Dame des Regiments von ihrem früheren Dienstmädchen sagen lassen müssen! Es dauerte geraume Zeit, ehe sie sich gesammelt hatte, dann aber sagte sie: „Und eine solche Person wollen Sie in Ihrem Hause behalten, Frau von Schuden? Eine Person, die sich nicht scheut, so zu ihrer früheren Herrin zu sprechen, eine solche pflicht- und ehrvergessene Person wollen Sie für sich kochen lassen? Ich danke fortan für Luisens Dienste, ich verzichte freiwillig auf sie, obgleich mir das gesetzliche Recht zur Seite steht. Aber ich setze es als selbstverständlich voraus, daß auch Sie heute die Person für immer entlassen, das erwarte ich von Ihnen!“ Und mit kurzem Kopfneigen verabschiedete sie sich und rauschte zur Tür hinaus.

Als Hauptmann von Schuden wenig später vom Dienst nach Hause kam, fand er seine kleine Frau in Tränen. „Aber Hedwig, Mädel, was hast du denn nur?“ fragte er.

Sie erzählte von dem Besuch und daß Frau von Bothmer erregt und zornig fortgegangen sei. Auch er erschrak, denn er wußte, wie die Stimmung des Kommandeurs von den Launen seiner nervösen und etwas hysterisch veranlagten Frau abhing, aber er hatte seine eigne Frau viel zu lieb, um irgendwie seine Bedenken zu verraten.

„Du hast vollständig richtig gehandelt, Hedwig," sagte er, „jede andre hätte ebenso gesprochen. Daß die Frau Oberst augenblicklich erregt ist, kannst du ihr nicht verdenken, aber sie wird sich schon wieder beruhigen. Aber zum Weinen hast du auf jeden Fall gar keine Veranlassung; komm her, du dummes, kleines Mädel!"

Und zwischen Lachen und Weinen schmiegte sich Frau Hedwig an ihren Gatten und sah mit leuchtendem Auge zu ihm auf; sie hatte ihn ja so schrecklich lieb, und er war immer so gut mit ihr. Nie kam ein unfreundliches Wort, nie eine Klage über seine Lippen, und doch entbehrte er so vieles, mußte auf so manches verzichten. Sie küßte seine treuen, blauen Augen und ging dann mit ihm für einen Augenblick in die Kinderstube. Dort herrschte himmlische Ruhe; Frau Strauß hatte ein Wunder verrichtet, alle vier Jungens lagen in ihren Betten und schliefen, und am Fenster saß Frau Strauß und schlief ebenfalls.

Leise machten sie die Tür wieder zu und gingen in das Eßzimmer, wo das Frühstück wartete: Bratkartoffeln und ein Teller mit unbelegten Butterbroten.

„Wirst du aber auch satt werden?" fragte Frau Hedwig. „Du hast gewiß großen Hunger. War die Uebung anstrengend? Wo wart ihr?"

Er nannte ihr den Ort, an dem sich das Gefecht

abgespielt hatte, dann fuhr er fort: „Heiß genug war es, du hättest einmal den schönen Oskar hören sollen, der hat auf dem Marsch nicht schlecht geflucht."

Und in Erinnerung an das Schelten seines Kompagnieoffiziers, mit dem er sich außer Dienst auf du und du stand, lachte er laut auf, und sein Lachen hatte etwas so Trauliches, Frohes und Ansteckendes, daß seine Frau mitlachen mußte.

„Ich kann ihn mir so recht vorstellen," sagte sie, „wie er bei jedem Schritt schilt und dabei doch überglücklich ist, Offizier zu sein." Und nach einer kleinen Pause fragte sie: „Hast du den Gardestern auch gesprochen? Wie benahm der sich denn? Schalt der auch?"

„Stern — und schelten? Das gibt's doch gar nicht," erwiderte ihr Gatte. „Wenn ihm etwas contre cœur geht, dann macht er ein Gesicht, das da sagt: ‚In Berlin war es doch anders'. Das ist die krasseste Art, in der er sein Unbehagen ausdrückt, und ich glaube, er fühlt sich hier immer unbehaglich."

„Er müßte heiraten," warf Frau Hedwig ein.

Herr von Schuben lachte so laut auf, daß seine Frau über und über rot wurde. „Komm her, du kleines Mädel, und gib mir einen Kuß!" rief er lustig. „Für euch Frauen ist das Heiraten immer die ultima ratio; das Heiraten ist für euch ein Medi-

kament gegen alles, ihr verordnet es gegen alle Leiden, aber es hilft nicht immer."

„Aber doch meistens," verteidigte Frau Hedwig die Ehe, „und soweit ich Herrn von Stern beurteilen kann, hat er alle Anlage dazu, eine Frau glücklich zu machen."

„Gibt es nach eurer Ansicht überhaupt Männer, die sich nicht für die Ehe eignen?" neckte er sie und setzte dann hinzu: „Sicher sprichst du, wie man so sagt, nicht nur ins Blaue hinein, sondern du hast gewiß schon einen ganz bestimmten Plan. Wen soll Stern denn heiraten?"

„Darüber bin ich mir noch nicht einig," meinte Frau Hedwig lachend, „erst dachte ich an Fräulein Osterloh, aber ich weiß doch nicht ganz genau, ob die die Richtige für ihn wäre. Nun hat sie ja Besuch von einer Freundin, über die kann ich allerdings nicht urteilen, da ich sie nicht persönlich kenne, aber ich habe viel Gutes über sie gehört. Groß ist die Auswahl der jungen Damen hier ja nicht. Wir haben ja nicht einmal eine Regimentstochter."

Sie plauderten miteinander weiter, bis er seine Müdigkeit nicht mehr verbergen konnte.

„Leg dich etwas auf deine Chaiselongue und schlaf," sagte sie teilnehmend, „wann hast du Dienst? Mußt du noch wieder in die Kaserne?"

„Gewiß," gab er zur Antwort, „und zwar schon

in einer halben Stunde. Ich habe mir einen Appell angesetzt."

„Hättest du nicht einen deiner Leutnants damit beauftragen können?" fragte sie.

„Wen?" gab er zur Antwort, „etwa den schönen Oskar? Der hat jetzt ganz andre Dinge im Kopf."

Ueberrascht sah sie auf. „Was beschäftigt denn den augenblicklich?" fragte sie. „Bereitet er sich nun endlich auf die Kriegsakademie vor? Das würde mich sehr freuen, ich habe ihn oft genug darum gebeten, zuletzt noch vor acht Tagen."

„Und wie immer so auch dieses Mal vergebens," sagte er. „Nein, fürchte nichts, die Wissenschaft wird durch ihn keine Bereicherung erfahren, — er trägt sich mit ganz andern Plänen, er will heiraten."

Mit großen, starren Augen sah Frau Hedwig ihren Mann an. „Was will er?" fragte sie endlich. „Heiraten? Oskar heiraten? Das ist ja gar nicht möglich. Und vor allen Dingen: wen denn?"

„Darüber ist er sich selbst noch nicht einig, oder richtiger gesagt, er weiß noch nicht, ob er die heiraten will, die er heiraten soll," gab ihr Gatte zur Antwort. „Er vertraute sich mir heute auf dem Rückmarsch an, er hat zur Abwechslung wieder einmal Schulden, nicht viel, aber doch immerhin mehr, als er von seiner Zulage bezahlen kann. Da hat er sich denn vertrauensvoll an seinen alten Herrn gewandt

und der ist im Prinzip nicht abgeneigt, ihm den braunen Lappen, den er braucht, zu geben, aber er stellt eine Bedingung."

„Und die ist?" fragte seine Frau neugierig.

„Sein Vater will, daß er heiratet, weil er der Ansicht ist, daß sein Sohn erst dann ganz solide wird, wenn er in den heiligen Stand der Ehe tritt. Fürsorglich, wie Väter ja meistens sind, hat er sogar schon Umschau unter den Töchtern des Landes für seinen Sohn gehalten, und seine Wahl ist auf die Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers gefallen. Nun soll Weiden Urlaub nehmen und die junge Dame, die er bereits kennt, sich näher daraufhin ansehen, ob er sie wohl zur Frau haben möchte."

„Und was sagt Leutnant von Weiden dazu?"

„Vorläufig hat er nicht allzuviel Neigung, auf den Vorschlag seines Vaters einzugehen," gab ihr Gatte zur Antwort, „aber angesichts der Tatsache, daß er das Geld nötig braucht, hat er noch nicht den Mut gehabt, dies seinem Vater einzugestehen, sondern hat vorläufig geschrieben, sein Urlaubsgesuch sei abschlägig beschieden worden. Da er noch gar nicht um Urlaub bat, so ist diese Ausrede ja eigentlich eine Lüge, aber immerhin nur eine halbe, denn abgelehnt wird der Urlaub später ja doch. Das Wort ‚Urlaub' ist für unsern Oberst ja das rote Tuch, und ein Regimentskamerad hat einmal den Witz gemacht, man

dürfe in Gegenwart des Kommandeurs nicht einmal das Wort ‚Ur‘ aussprechen, weil der selbst darin eine verdeckte Anspielung auf Urlaub fände.“

Das Mädchen trat ins Zimmer. „Ich wollte nur fragen, gnädige Frau, ob wir heute nachmittag den Salon bohnern sollen; da müssen wir eine neue Bohnerbürste haben, unsre geht nicht mehr, und die kostet wenigstens fünfzehn Mark.“

Hauptmann von Schuben und Frau tauschten einen schnellen Blick: fünfzehn Mark, — dafür konnte man ja für acht Tage die Schlachterrechnung bezahlen, und es standen noch so große Ausgaben bevor.

Dora erriet, was in ihrer Herrin und in dem gnädigen Herrn, der trotz aller Sorgen immer lustig und guter Dinge war, vorging, und so sagte sie denn: „Ich fragte man nur, weil die gnädige Frau es mir gestern gesagt hatten, nach meiner Meinung hat es wenigstens noch vierzehn Tage Zeit; wenn zuviel gebohnert wird, ist es überhaupt nicht gut.“

Die Hausfrau wußte, daß Dora nur ihr zuliebe so redete, um ihr die Ausgabe zu ersparen; der Salon hatte das Bohnen sehr nötig, sie hatte sich fast geschämt, als sie heute morgen den Besuch dort empfangen hatte, — aber fünfzehn Mark!

So sagte sie jetzt: „Sie haben recht, Dora, wir können auch noch etwas damit warten, — vielleicht

in der nächsten Woche, aber solche Eile hat es ja schließlich nicht."

„Nein, solche Eile hat es ja schließlich nicht, und zuviel Bohnen schadet mehr, als es nützt," wiederholte Dora noch einmal, dann ging sie wieder in die Küche.

Kaum war sie draußen, da füllten sich Frau Hedwigs Augen mit Tränen.

„Was hast du nur?" fragte er zärtlich und streichelte ihr liebkosend die Hand.

„Ach," sagte sie, „es ist gräßlich, dies Geld, dies leidige Geld. Und alles ist so entsetzlich teuer; man mag sparen und rechnen, soviel man will, es reicht doch nicht. Wenn ich daran denke, wie gut andre Leute es haben, da bin ich manchmal ganz verzweifelt."

Mit großen, verwunderten Augen sah er sie an. „Aber Hedwig, ich kenne dich ja gar nicht wieder! Seit wann bist du denn neidisch?"

Sie errötete unter seinem vorwurfsvollen Blick, dann sagte sie: „Sei nicht bös, ich weiß selbst nicht, wie es kommt, daß ich in der letzten Zeit die Reichen manchmal beneide."

„Und weißt du denn so genau, ob die Reichen überhaupt zu beneiden sind?" fragte er. „Denk nur an die wohlhabenden Kameraden im Regiment. Es ist ein sonderbarer Zufall, daß die Ehen alle kinder-

los sind. Meinst du nicht, daß die mit Freuden einen großen Teil ihres Vermögens hingeben würden, wenn sie dafür nur einen Jungen hätten? Wir haben heute schon vier, — wer ist glücklicher?"

Da erhob sie sich, trat auf ihn zu und schlang ihre Arme um seinen Hals. „Sei nicht böse," bat sie, „ich will auch nie wieder klagen, wir haben ja die Kinder."

Viertes Kapitel

Auf dem Kasernenhof stand die erste Kompagnie unter dem Befehl des Hauptmanns von Böhme, und dieser hatte seinen beiden Offizieren, dem Gardestern und dem langen Scholten, den Befehl gegeben, in den großen Gliedern die Stellung unter den verschiedenen Gewehrlagen nachzusehen.

„Stellen Sie Ihr Glied unter präsentiertem Gewehr auf, Herr Leutnant von Stern, und melden Sie mir, wenn Sie nach Ihrer Meinung fertig sind."

Endlich war er so weit, und Herr von Stern erstattete dem Vorgesetzten die verlangte Meldung. Mit großen, langen Schritten ging Hauptmann von Böhme, eine sehr große, schlanke Figur, die eigentlich nur aus Haut und Knochen bestand und eine eiserne Energie verriet, an den rechten Flügel des ersten Gliedes und ließ seine grauen, stechenden Augen die

lange Reihe hinabgleiten. Drei Schritt links halb hinter ihm stand der Gardestern, um aus dem Munde des Vorgesetzten die Kritik zu hören ... die aber ließ lange auf sich warten. ‚Wird wohl wieder nichts geworden sein,‘ dachte der Gardestern, ‚weiß der Teufel, in Berlin waren meine Leute immer gut aufgebaut, aber hier stimmt's nie.‘

„Keine Ahnung,“ erklang da plötzlich die Stimme des Vorgesetzten, „keine Ahnung, keine blasse Ahnung. Das nennen Sie Richtung, Herr Leutnant? Aber ich bitte Sie, das kann doch Ihr Ernst nicht sein. Der Meier steckt seinen Bauch eine halbe Meile vor, und der Petersen fehlt überhaupt ganz, den sieht man gar nicht. Die Richtung ist miserabel, Herr Leutnant, und nun erst die Gewehrhaltung. Gar nicht zum Ansehen. Der eine läßt die Mündung fast in den Sand fallen, und der andre steckt den Kolben einen Meter weit vor. Herr Leutnant, stellen Sie Ihr Glied, bitte, noch einmal auf, aber ich wünsche, daß die Sache das nächste Mal besser ist.“

‚Na ja, also,‘ dachte der Gardestern, ‚ich hab's ja gleich gesagt, daß die Sache nach Ansicht meines Hauptmanns nichts taugen würde.‘ Dann ließ er Gewehr abnehmen und sah seinem Hauptmann nach, der nun zu der Abteilung des langen Scholten ging. Auch der konnte es dem Vorgesetzten nicht recht machen, das konnte überhaupt so leicht keiner. Haupt-

mann von Böhme stellte an sich selbst, an seine Offiziere und an seine Leute die höchsten Anforderungen, und immer konnte es nach seiner Ansicht noch besser werden. Der lange Scholten stand nun bald seit zwei Jahren bei der Kompagnie und wußte wenigstens so ungefähr, wie der Hauptmann es haben wollte. Stern dagegen hatte ursprünglich bei einer andern Kompagnie gestanden und mußte sich erst an die Art und Weise seines neuen Vorgesetzten gewöhnen. So war es erklärlich, daß er, wie jeden Tag, so auch heute den meisten Tadel erntete.

Und Leutnant von Stern wunderte sich denn auch nicht weiter, als der Hauptmann schließlich die Kompagnie entließ und dann hinzusetzte: „Ich danke den Unteroffizieren und den Herren Offizieren, ich möchte nur Herrn Leutnant von Stern noch einen Augenblick sprechen."

‚Ich bin nur neugierig, was ich jetzt schon wieder verbrochen habe,' dachte Stern, ‚zwar bin ich mir keiner Schuld bewußt, aber ich werde schon wieder etwas ausgefressen haben.'

Um so größer war daher sein Erstaunen, als sein Hauptmann, der bisher, solange er ihn kannte, nur dienstlich, und zwar nur streng dienstlich mit ihm gesprochen hatte, ganz plötzlich und unvermittelt zu ihm sagte: „Wollen Sie ein Glas Bier mit mir zusammen trinken, Herr Leutnant?"

Der Gardestern machte ein Gesicht, dem man deutlich die grenzenlose Ueberraschung anmerkte, dann sagte er: „Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Dem Vorgesetzten war der Gesichtsausdruck seines Untergebenen nicht entgangen, so sagte er denn jetzt, aufbrausend und ganz plötzlich, wie es seine Gewohnheit war, kurz und schroff: „Wenn Sie keine Lust haben, können Sie es ja auch sein lassen.“

„Aber, Herr Hauptmann!“ Das war alles, was der Gardestern erwiderte, aber es klang beinahe wie ein Vorwurf . . . wie konnte der Vorgesetzte nur mit einem Male so unfreundlich sein!

Der andre setzte seine endlos langen Beine in Bewegung. „Dann kommen Sie,“ sagte er und ging, ohne sich weiter um seinen Leutnant zu bekümmern, dem einen Kasernentor zu. Leutnant von Stern war für die erste Kompagnie eigentlich zu klein, trotzdem konnte er, wenn er sich sehr große Mühe gab, mit den Mannschaften Schritt halten, mit seinem Hauptmann aber auf gleicher Höhe zu bleiben, war ihm absolut unmöglich. ‚Wenn uns ein unparteiischer Dritter so sehen würde,‘ dachte Stern, ‚dann käme der sicher nie und nimmer auf den Gedanken, daß wir zusammen ein Glas Bier trinken wollen, sondern er würde viel eher in mir eine Ordonnanz vermuten, die dem Vorgesetzten in dem befohlenen Abstande folgt. Gott soll mich schützen, hat der Mensch einen

Schritt am Leib, so reißt ja nicht einmal das erste Garderegiment aus. Ich bin nur neugierig, wohin der mich eigentlich führt, und noch neugieriger, was er von mir will.‘

Mit Erstaunen sah Leutnant von Stern, daß sein Hauptmann nicht auf ein Restaurant, sondern auf seine Wohnung losging, und bei der großen Distanz, die die beiden trennte, war Hauptmann von Böhme schon in seinem Wohnzimmer angelangt, als Leutnant von Stern sich noch unten in der Haustür befand. Es war das erste Mal, daß er die Privatwohnung seines Vorgesetzten betrat, und er war ganz überrascht, zu sehen, wie hübsch und behaglich der wohnte; an den Wänden hingen hübsche Bilder, schöne Teppiche bedeckten den Boden, schwere Portieren verdeckten die Türen, teure Gardinen und Stores hingen an den Fenstern. Und über dem allen eine peinliche Ordnung, kein Staubkorn, und was dem Offizier am meisten auffiel: die Luft war mit einem feinen Parfüm geschwängert. Auf kleinen Tischen, auf Borden, standen zahlreiche Nippsachen . . . das Ganze erinnerte mehr an das Boudoir einer Dame als an das Wohnzimmer eines Herrn. Am liebsten hätte Herr von Stern sich verwundert die Augen gerieben, er hatte sich den Raum, in dem sein Hauptmann wohnte, der für ihn der Inbegriff aller Selbstverleugnung war, ganz anders gedacht; er hatte ihm

eine spartanische Einfachheit, eiserne Möbel und dergleichen Dinge, nimmermehr aber einen derartigen fast weibischen Luxus zugetraut.

Der Hauptmann hatte Mütze und Säbel abgelegt und forderte nun auch seinen Gast auf, es sich bequem zu machen, aber auch dabei verleugnete er seine eigentümliche Art und Weise nicht.

„Nehmen Sie Platz, Herr Leutnant," sagte er, „nein, bitte, nicht auf dem Stuhl, da sitze ich selbst, setzen Sie sich da drüben hin. Wollen Sie rauchen? Lieber ist es mir, Sie täten es nicht, ich kann den Tabaksgeruch nicht vertragen. Trinken Sie Bier? Dann kann der Bursche Ihnen etwas besorgen, ich selbst trinke nur Apfelwein."

‚Nun soll mir noch einmal einer sagen, daß mein Hauptmann nicht ein etwas sonderbarer Heiliger ist!' dachte der Gardestern. ‚Erst fordert er mich auf, ein Glas Bier mit ihm zu trinken, und nun erzählt er mir, daß er selbst nur Apfelwein zu sich nimmt. Wäre ich nicht zum ersten Male hier, so würde ich mich nicht genieren, um ein Glas Bier zu bitten, zumal ich von dem vielen Kommandieren einen wahnsinnigen Durst habe, aber so getraue ich mich jetzt nicht recht. Ich fühle mich hier noch zu fremd!'

„Nun, wie steht's, Herr Leutnant," erklang da die Stimme des Vorgesetzten, „so lange kann mein Bursche nicht warten, wollen Sie oder wollen Sie nicht?"

„Nein, danke gehorsamst, Herr Hauptmann, nein, danke wirklich, der Herr Hauptmann sind sehr liebenswürdig, ich habe fast gar keinen Durst," gab er nunmehr zur Antwort.

„Also Apfelwein," befahl der Hauptmann, „eine Flasche und zwei Gläser."

Der Gardestern war sehr mäßig, er haßte alle Trinkgelage und alle Kneipereien, aber bei dem Wort „Apfelwein" lief ihm doch so etwas wie ein horror teutonicus über den Rücken. Er hatte dieses Getränk noch nie probiert, und allzuviel Zuversicht hatte er nicht.

Der Bursche stellte die Flasche mit den Gläsern auf den Tisch und sah seinen Herrn fragend an; der winkte nur mit dem langen, schmalen Zeigefinger, und der Bursche verschwand.

Schweigend saßen sich Hauptmann von Böhme und sein Gast gegenüber, der eine in einem Sessel zur Rechten, der andre in einem Sessel zur Linken. Der Hauptmann hatte seine langen Beine übereinander geschlagen und fuhr sich mit der wohlgepflegten Hand durch den langen blonden Vollbart.

‚Uebertrieben gemütlich ist es hier eigentlich gerade nicht,' dachte der Gardestern, ‚da war mein Hauptmann in meinem alten Garderegiment doch ganz anders, der war natürlich, frei und offen. Bei diesem weiß man nie recht, woran man ist, hier schwebt das Unglück wie das berühmte Damoklesschwert stets über

meinem Haupte. Und dann ein sonderbarer Anblick: zwei Offiziere, die sich gegenübersitzen, nicht rauchen und zwischen sich eine Flasche Apfelwein haben.'

„Ja, wollen Sie denn eigentlich gar nicht einschenken oder warten Sie vielleicht darauf, daß ich es tue?"

Es hätte nicht viel gefehlt, und der Gardestern hätte diesen völlig unerwarteten und sehr wenig freundlich klingenden Worten gegenüber seine Ruhe und Gleichgültigkeit verloren. „Verzeihung," bat er, „ich wußte nicht, daß der Herr Hauptmann schon Durst hatten," und er schenkte beide Gläser voll.

Der Vorgesetzte stieß mit ihm an, und einem alten Brauche gemäß leerte auch Stern sein Glas. Es war ein Glück, daß er während des Trinkens stillstand und dabei eine Stellung einnahm, in der die Soldaten sehr viel aushalten können; hätte er in seinem Stuhl gesessen, er wäre unfehlbar, nachdem er das Glas geleert, mit einem Schrei des Entsetzens hintenüber gefallen, — das war ja mehr als Gift, das mußte ja töten.

„Schenken Sie sich ein, Herr Leutnant, und dann geben Sie mir auch noch ein Glas. Sie sollten nie etwas andres trinken, dieser Wein ist sehr bekömmlich, er macht nicht stark, und man hat immer einen klaren Kopf. Schenken Sie, bitte, ein."

,Wenn er auch dieses Mal gleich wieder austrinkt,

falle ich aber tatsächlich tot um,' dachte Stern, dann tat er, wie der Hausherr gebeten, und wartete mit Schaudern auf den Augenblick, wo der Vorgesetzte ihm wieder zutrinken würde. Aber vorläufig hatte es damit noch gute Zeit.

Hauptmann von Böhme saß noch immer unbeweglich in seinem Lehnstuhl, den langen Oberkörper weit hintenüber gelehnt, die Beine noch weiter von sich gestreckt, und blickte vor sich hin.

‚Was will er nur von mir?' dachte Stern, ‚es muß doch irgend einen Grund haben, daß er mich zu sich eingeladen hat und hier Vergiftungsversuche mit mir anstellt.'

„Können Sie denn eigentlich gar nicht sprechen, Herr Leutnant?" erklang da die Stimme des Vorgesetzten, „was glauben Sie denn eigentlich, weshalb ich Sie zu mir gebeten habe? Ich will Sie doch näher kennen lernen. Bisher kenne ich Sie doch eigentlich nur vom Kasernenhof, also ‚im Dienst', nun möchte ich auch einmal wissen, wie Sie eigentlich ‚außer Dienst' sind."

Leutnant von Stern fiel tatsächlich beinahe vom Stuhl. ‚Gott soll mich schützen,' dachte er. ‚Solch sonderbarer Heiliger ist mir denn doch in meinem ganzen bisherigen Leben noch nicht vorgekommen. Ich habe mir erzählen lassen, der Hauptmann sei schon als Avantageur hier im Regiment eingetreten

und stehe seit der Zeit beständig hier in Garnison. Vor einigen Jahren soll er einmal ein sehr schweres Nervenleiden gehabt und sich davon nie wieder ganz erholt haben. Wenn man hier fünfzehn Jahre in Garnison steht, muß man ja krank werden, ob man will oder nicht, daran ist ja nichts zu ändern. Daß er einen kleinen Tick behalten hat, wird auch mir jetzt klar, obgleich ich es früher nie habe glauben wollen, denn er ist ein hervorragend guter Offizier. Er will mich kennen lernen, sehr schön, sogar sehr freundlich von ihm, aber ich finde, er fängt die Sache so verkehrt wie möglich an. Und vor allen Dingen: ich als Gast, als militärischer Untergebener, kann doch nicht einfach darauf los plaudern, er muß doch die Konversation beginnen.'

„Wissen Sie denn gar nichts zu sagen, absolut gar nichts?" fragte der Vorgesetzte.

Leutnant von Stern fühlte, wie er anfing, verlegen zu werden. Am liebsten hätte er laut aufgelacht, aber da er dies weder durfte noch konnte, wurde ihm etwas unbehaglich zu Mut. Er konnte doch nicht auf gut Glück seine Lebensgeschichte oder irgend eine Episode aus Berlin erzählen. Sagen aber mußte er irgend etwas, und so antwortete er denn: „Gewiß weiß ich allerlei zu sagen, Herr Hauptmann, man hat mir sogar früher das Kompliment gemacht, ein lustiger Gesellschafter zu sein, allerdings, das war früher."

„Das scheint mir auch so," gab Hauptmann von Böhme trocken zur Antwort, und Leutnant von Stern wurde von neuem verlegen, dann aber sagte er: „Man muß ja hier mit der Zeit stumpfsinnig werden."

„So, meinen Sie?" fragte der Wirt, „aber hoffentlich schließen Sie nicht von sich selbst auf andre."

Am liebsten hätte Herr von Stern sich auf die Zunge gebissen, aber zu spät war es ja doch, und außerdem hätte es nur weh getan. Aber er versuchte wenigstens zu retten, was noch zu retten war, und so sagte er: „Ich meinte das natürlich nur bildlich, Herr Hauptmann, ich meinte, da wir hier wenig erleben, da wir hier wenig Zerstreuung haben, wird der Unterhaltungsstoff knapp, man weiß nicht recht, wovon man sprechen soll. Um Klatsch kümmere ich mich nie, dazu kenne ich die Familien hier auch noch zu wenig, ich habe jetzt zwar überall Besuch gemacht, bin ja auch schon eingeladen gewesen, aber ich bin doch noch zu kurze Zeit hier, um in den Familien, wie man sagt, ordentlich warm geworden zu sein."

„Und wenn Sie warm geworden sind, werden Sie hoffentlich erst recht nicht klatschen."

Dieses Mal biß sich Herr von Stern wirklich auf die Zunge, und da diese brannte, trank er einen Schluck Apfelwein. ‚Ich habe es ja immer gesagt, ein Unglück kommt nie allein, erst verspreche ich mich, dann beiße ich mich auf die Zunge, und nun muß

ich auch noch freiwillig diesen Wein trinken. Aber das kommt davon — warum soll ich absolut etwas erzählen? Da verfolgt mein Unglück, das nächstens hier wohl sprichwörtlich sein wird, mich natürlich auch hierher. Im Dienst mache ich, nach Ansicht meiner Vorgesetzten, nichts wie Dummheiten, und hier rede ich Dummheiten. Nun muß ich auch diese wieder gutmachen.'

„Wie können Herr Hauptmann nur so etwas von mir denken?" sagte er. „Ich klatsche überhaupt nicht, nein, das ist mir in der Seele verhaßt, lieber schweige ich ganz, das Klatschen überlasse ich den Weibern."

„Sie meinen den Damen," verbesserte ihn der Hauptmann.

Stern bekam beinahe einen roten Kopf: „Natürlich, ich meine die Damen," verbesserte er sich, „an denen wir hier allerdings keinen Ueberfluß haben."

„Brauchen Sie denn die zum Leben?" fragte ihn der Hauptmann. „Für mich genügte es in Ihrem Alter vollständig, daß ich eine Mutter hatte."

Ueber den Punkt war Leutnant von Stern nun ganz andrer Ansicht, aber nach den traurigen Erfahrungen, die er bisher heute damit gemacht hatte, daß er seine Meinung äußerte, hielt er es in diesem Falle für besser, zu schweigen.

„Ich habe mir sagen lassen," nahm jetzt zum erstenmal der Hauptmann das Wort, „daß Sie früher ein großer Courmacher gewesen sind. Was man war,

pflegt man meistens auch zu bleiben, man kann zwar den Ort verändern, an dem man lebt, aber nicht sich selbst, man bleibt immer der alte. Wem haben Sie denn hier Ihre Gunst zugewandt?"

Leutnant von Stern lachte etwas spöttisch auf: „Aber ich bitte, Herr Hauptmann, wem soll man hier wohl den Hof machen? Hier ist ja niemand! Es ist ja geradezu traurig, im ganzen Regiment nicht eine junge Dame, und die zwölf oder fünfzehn jungen Mädchen aus der Stadt kommen doch eigentlich gar nicht in Frage, höchstens Fräulein Osterloh und die junge Dame, die jetzt bei ihr zu Besuch weilt, Fräulein Tröger."

„Das sind schon zwei für eine," sagte der Hauptmann. „Welche von beiden gefällt Ihnen am besten?"

Ueberrascht blickte Leutnant von Stern auf: was hatte der andre nur? Erst hatte der überhaupt nicht gesprochen, sondern nur zum Trinken genötigt, und jetzt wurde er für seine Verhältnisse beinahe redselig. Fragte er nur, wie man sich im Laufe des Gesprächs nach ganz gleichgültigen Dingen erkundigt, oder wollte er ihn aus unbekannten Gründen vielleicht aushorchen?

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Hauptmann, was ich antworten soll," erwiderte er schließlich, „ich kenne die beiden Damen so wenig, daß ich mir weder über die eine noch die andre ein Urteil erlauben kann."

„Und Sie lieben keine von den beiden Damen?"



Hauptmann von Böhme hatte seine Stellung immer noch nicht verändert, noch immer blickte er vor sich hin, er hatte seinen Gast noch nicht ein einziges Mal angesehen, er saß unbeweglich wie zu Anfang, aber es wollte Herrn von Stern in diesem Augenblick doch scheinen, als ob sich in dem Gesicht seines Vorgesetzten eine gewisse Erwartung und Spannung ausdrückte.

„Nein, Herr Hauptmann, ich liebe keine von den beiden Damen," gab er schließlich zur Antwort.

„So . . . dann danke ich Ihnen, ich habe weiter nichts für Sie."

Hauptmann von Böhme sprach diese Worte mit derselben Betonung, mit derselben Ruhe und mit derselben geschäftsmäßigen Gleichgültigkeit, mit der er sie auf dem Kasernenhofe sprach, wenn er nach Beendigung des Dienstes seine Offiziere entließ.

Leutnant von Stern war entlassen und konnte gehen. ‚Er ist doch wirklich etwas sonderbar', dachte der Offizier, ‚diese Art, im gesellschaftlichen Verkehr einen Gast loszuwerden, ist mir denn doch ganz neu.' Er blieb einige Augenblicke ganz verwundert in seinem Stuhle sitzen und konnte immer noch nicht glauben, daß er richtig verstanden hätte.

„Ich danke, Herr Leutnant, ich habe weiter nichts für Sie, oder wollen Sie noch ein Glas Apfelwein trinken?"

Wie von der Tarantel gestochen sprang Herr von Stern in die Höhe, das sollte ihm nur noch fehlen, er wußte sowieso nicht, wie er den widerlichen Geschmack in den nächsten vierundzwanzig Stunden los-werden sollte.

„Nein, ich danke gehorsamst, Herr Hauptmann," erwiderte er, griff nach Mütze und Säbel, die er in der Ecke auf einen Stuhl gelegt hatte, und schickte sich an, zu gehen.

„Auf Wiedersehen, Herr Leutnant," sagte der Hauptmann. „Damit Sie nicht zu unangenehm überrascht werden, mache ich Sie schon jetzt darauf aufmerksam, daß ich morgen früh zu Ihrer Instruktion komme und mir den Feldzug 70/71 anhören werde. Wenn Sie Ihrer Sache nicht ganz sicher sind, rate ich Ihnen, lieber heute abend noch eine Stunde zu instruieren."

Aber Leutnant von Stern lehnte dankend ab. Zwei Instruktionsstunden hatte er heute schon hinter sich, und das war nach seiner Meinung mehr als genug. „Es wird schon gehen, Herr Hauptmann, die Leute wissen jetzt Bescheid."

„Wir werden ja sehen. Adieu."

Hauptmann von Böhme gab seinem Gast die Hand, eine lange, kalte, leblose Hand, und gleich darauf schritt Leutnant von Stern seiner Wohnung entgegen.

Wie immer ließ er, obgleich es nicht erlaubt war, seinen Säbel schleppen, und das Monokel eingeklemmt,

wippte er, wie die Kameraden es nannten, durch die Straßen. Sein Gang hatte etwas Schwebendes, er wiegte sich nicht nur in den Hüften, sondern auch auf den Fußspitzen. Anscheinend sehr interessiert musterte er die wenigen Menschen, die ihm begegneten, aber seine Gedanken waren bei seinem Hauptmann.

‚Wenn ich nur wüßte,‘ dachte er, ‚was der eigentlich von mir gewollt hat. Daß er von mir in Erfahrung bringen wollte, ob ich mich für eine der beiden jungen Damen interessiere, ist ja ganz klar, das hätte ja schließlich auch ein Taubstummer gemerkt, aber wie alles in der Welt muß doch auch das seinen historischen Hintergrund haben. Lediglich zum Vergnügen hat er mich doch gewiß nicht gefragt, dann hätte er doch wenigstens keine Veranlassung gehabt, mich zur Tür hinaus zu komplimentieren, nachdem er erfahren hatte, was er wissen wollte. Die Art und Weise, wie er mich fortschickte, war ja doch zu deutlich, eigentlich eine Illustration zu dem Wort: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, er hat mir gesagt, was ich wissen wollte, nun kann er gehen.“‘

Ein heiteres Lachen hinter ihm veranlaßte ihn, sich umzudrehen. „Ah . . . Sie sind's, meine Damen,“ begrüßte er Fräulein Osterloh und Fräulein Tröger, dann bot er ihnen seine Begleitung an, da sie ja zusammen denselben Weg hätten, und erzählte ihnen, daß er soeben bei seinem Hauptmann gewesen sei.

„Bei Hauptmann von Böhme?"

Gleichzeitig kam der Ruf von den Lippen der beiden jungen Mädchen, die sich heimlich anstießen und eine leichte Verlegenheit nicht verbergen konnten.

Leutnant von Stern horchte hell auf, das Benehmen der beiden jungen Damen bewies ihm deutlich, daß er vorhin mit seinen Vermutungen recht gehabt hatte, irgend etwas war hier nicht in Ordnung. Am liebsten wäre er der Sache gleich durch eine offene Frage auf den Grund gegangen, aber das durfte er nicht. Wollte er etwas erfahren, dann mußte er sich so unbefangen wie möglich anstellen.

„Ja, bei Hauptmann von Böhme," sagte er ruhig, „ich habe eben bei ihm ein Glas Bier — oder genauer ausgedrückt ein Glas Apfelwein — getrunken und mit ihm geplaudert. Finden die Damen das so sonderbar?"

Die beiden jungen Mädchen stießen sich wieder heimlich leise an. „Gewiß nicht, Herr Leutnant," sagte Lotte, „wie kommen Sie nur darauf, daß wir das irgendwie sonderbar finden sollten? Aber ich glaube, es wird die höchste Zeit, daß wir uns jetzt trennen, ich fürchte, es wird schon genug darüber gesprochen werden, daß wir überhaupt ein paar Schritte nebeneinander hergegangen sind."

„Und böswilligem Gerede möchte ich die Damen natürlich nicht aussetzen, ich darf es auch nicht,"

stimmte Herr von Stern ihnen bei und legte, sich verabschiedend, die Hand an die Mütze. Eigentlich mußte er, um nach Haus zu gelangen, geradeaus gehen, in derselben Richtung wie die jungen Mädchen, aber um nicht länger in ihrer Gesellschaft gesehen zu werden, bog er in eine kleine Seitengasse ein und war gleich darauf ihren Blicken entschwunden. Auch die beiden jungen Mädchen setzten ihren Weg fort, und kaum war der Offizier um die Ecke gebogen, als Panchita lebhaft fragte: „Lotte, glaubst du, daß er etwas gemerkt hat?"

„Ich will's zu seiner Ehre annehmen," gab Lotte heiter zur Antwort, „denn wenn er nichts merkte, dann würde ja auch auf ihn das Wort passen: ‚Schön, aber dumm.'"

„Glaubst du wirklich?" fragte Panchita etwas beunruhigt, und dann fuhr sie fort: „Weißt du, eigentlich ist es ja lächerlich, daß ich überhaupt frage; was geht mich der Gardestern an, ich kenne ihn ja kaum."

„Da hast du recht," stimmte ihr die Freundin bei, „aber als wir gestern abend mit den Eltern und Hauptmann von Böhme in der Stadt Hamburg zusammen waren, hast du ihn eigentlich doch recht warm verteidigt, als das Gespräch auf ihn und seine verschiedenen Fehler und Schwächen kam."

„Gewiß," sagte Panchita, „einmal, weil ich es überhaupt nicht sehr nett finde, über die Abwesenden

unfreundlich zu urteilen, zweitens, weil ich Mitleid mit ihm habe, weil es ihm ja dienstlich so schlecht geht und weil er sich außerdienstlich keiner großen Beliebtheit zu erfreuen scheint, drittens aber, weil es mir ein riesiges Vergnügen bereitete, als ich plötzlich merkte, daß der Hauptmann von Böhme lediglich deshalb eifersüchtig auf den Gardestern war, weil dieser schon einmal mit mir, damals bei dem Ausflug nach Wellingsbüttel, zusammen gewesen war. Wenn ich nicht mit eignen Augen gesehen hätte, daß er nichts, aber auch absolut gar nichts trank, so möchte ich auch heute noch glauben, daß er einen Kleinen im Kopfe hatte. Wie kann man nur einem jungen Mädchen, mit dem man zum erstenmal zusammentrifft, so rasend den Hof machen, ich wurde ein paarmal ganz verlegen und genierte mich wirklich vor deinen Eltern. Was mögen die nur gedacht haben?"

„Darüber kannst du dich beruhigen," tröstete sie die Freundin. „Hauptmann von Böhme ist als Sonderling bekannt, und daß er sich so schnell begeistert, hat noch einen andern Grund: er ist Dichter, sogar lyrischer."

„Der?" Unwillkürlich blieb Panchita stehen und sah ihre Freundin an. „Der dichtet?" wiederholte sie noch einmal, während sie ihren Weg wieder fortsetzte. „Das sieht man ihm auch nicht an . . . dessen Muse möchte ich wohl einmal kennen lernen."

„Darauf brauchst du vielleicht nicht allzulange zu warten,“ erwiderte Lotte. „Du hast doch gestern ein Vielliebchen von ihm gewonnen, und da ist es möglich, daß er dir die Blumen oder was er dir sonst schickt, mit einem poetischen Gruß überreichen läßt.“

„Glaubst du wirklich?“ fragte Panchita etwas verlegen. Hauptmann von Böhme hatte ihr gestern abend nicht besonders gefallen, aber es schmeichelte doch ihrer Eitelkeit, von ihm angedichtet zu werden.

„Sicher,“ stimmte Lotte ihr bei. „Uebrigens sagte Hauptmann von Böhme mir einmal, wenn er arbeite, habe er an seiner Lampe einen grünen Schirm, um seine Augen zu schonen, wenn er dichte, einen roten, um in eine poetische Stimmung zu gelangen. Wollen wir einmal bei seiner Wohnung vorbeigehen und sehen, ob die Lampe schon bei ihm brennt? Dann wissen wir ja gleich, ob ich recht habe oder nicht.“

„Ach ja, bitte,“ rief Panchita lebhaft, und nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: „Dir kann ich es ja ruhig gestehen, Lotte, ich bin schon oft angedichtet worden, . . . aber, wenn ich mich so ausdrücken kann, bei der Arbeit habe ich meinen Dichter, der mich besang, noch nicht beobachtet.“

„So komm,“ sagte Lotte, und wenig später standen sie vor dem Hause, in dem Hauptmann von Böhme wohnte. Sie traten auf die andre Seite des Trottoirs, um zu den Fenstern hinaufsehen zu können. Die

Stores waren noch nicht vorgezogen, aber die Lampe brannte schon.

„Siehst du den roten Schirm?“ fragte Lotte die Freundin. „Er dichtet.“

„Er dichtet,“ wiederholte Panchita fast träumerisch.

„Er denkt an dich ... dein Bild, das er im Geiste vor sich sieht, begeistert ihn zu flammenden Versen,“ neckte die Freundin.

Aber Panchita merkte es gar nicht, daß die Freundin nur Spott trieb, sie sah immer noch zu dem Fenster hinauf, hinter dem der Dichter bei der Arbeit saß und Verse niederschrieb, die, wie sie hoffte, ihr galten.

Und plötzlich sah sie etwas, was ihre Aufmerksamkeit ganz besonders erregte. Der Dichter erhob sich von seinem Schreibtisch, ging für einen Augenblick in das Zimmer zurück und trat dann wieder nach vorn. In der Rechten hielt er ein volles Glas, das er, bevor er sich von neuem hinsetzte, auf einen Zug leerte.

„Was macht er denn da?“ fragte Panchita. „Er trinkt ja.“

„Wie kannst du dich nur so prosaisch ausdrücken!“ meinte Lotte, „ein Dichter trinkt nicht wie andre Menschen, er trinkt nicht, weil er Durst hat, sondern er trinkt sich Begeisterung, er berauscht seine Phantasie an dem Saft der Trauben.“

„Was mag in dem Glas gewesen sein?“ fragte Panchita. „Champagner?“

„Nein,“ gab Lotte gelassen zur Antwort, „Apfelwein . . . er trinkt ja nie etwas andres.“

„Apfelwein?“ sagte Panchita ganz bestürzt; dann bat sie: „Komm, laß uns gehen, was sollen die Leute von uns denken, wenn wir hier gesehen werden; sie würden glauben, daß wir hier absichtlich stehen geblieben sind.“

Die Freundinnen schritten weiter.

„Apfelwein,“ sagte Panchita noch einmal halblaut vor sich hin, „Apfelwein!“

Sie hatte sich nicht allzusehr auf das Gedicht gefreut, aber jetzt war sie doch beinahe dem Weinen nahe: wie konnte ein Dichter, der sie besang, sich nur an Apfelwein Begeisterung trinken!

Fünftes Kapitel

Bei dem Regimentsadjutanten Baumann und seiner Frau war Abendgesellschaft, zu der nicht nur einige Offiziere mit ihren Damen, sondern auch einige Zivilfamilien, unter diesen der Regierungsrat Osterloh mit seinen Damen, geladen waren. An unverheirateten Leutnants waren der Gardestern, Leutnant von Weiden und der lange Scholten gebeten.

Sterns Erwartung, daß er entweder Fräulein Tröger oder Fräulein Osterloh zu Tisch führen würde, ging nicht in Erfüllung; er saß neben der Tochter eines Amtsgerichtsrats, die ebenso häßlich wie langweilig war. Den Versuch, mit ihr eine Konversation zu führen, gab er sehr bald auf und überließ es ihrem Nachbar zur Rechten, mit ihr zu plaudern. Er selbst beobachtete Fräulein Tröger, die ihm mit Hauptmann von Böhme gegenübersaß, und suchte nach einer Gelegenheit, sich an der Unterhaltung der beiden zu beteiligen.

Herr von Böhme befand sich in der denkbar besten Stimmung und machte seiner Tischdame rasend den Hof. Er bemühte sich, so liebenswürdig wie nur möglich zu sein, er plauderte lebhaft und war sogar witzig. Er lachte selbst sehr viel, und ein paarmal gelang es ihm, auch seine Nachbarin zum Lachen zu bringen.

‚Schau, schau,‘ dachte der Gardestern, ‚nun wird mir auf einmal verschiedenes klar, und ich begreife nicht, daß ich nicht schon damals, als mein Hauptmann mit seinem Apfelwein Vergiftungsversuche mit mir anstellte, auf das kam, was ich jetzt mit eignen Augen sehe: mein Capitano bewirbt sich um Fräulein Tröger, und da hat er als vorsichtiger Mann bei mir auf den Busch geklopft, um in Erfahrung zu bringen, ob unsre Wege sich da vielleicht irgendwie kreuzten.

Schau, schau, wie heißt es doch im Julius Cäsar — sieh, Brutus, sieh, das hätt' ich nie von dir gedacht.'

Die gute Laune ihres Tischherrn steckte auch Panchita an, sie wurde lustig und ausgelassen. Zuerst allerdings war sie etwas enttäuscht gewesen, als der Hauptmann ihr den Arm bot; sie kannte seine sonderbare Art, da er auch im Verkehr mit Damen seine Eigentümlichkeiten nicht ablegte und seine Stimmungen plötzlich wechselte. Und noch aus einem andern Grunde war der Tischherr ihr zuerst nicht recht willkommen gewesen: sie hatte bis zur Stunde vergebens auf das Gedicht gewartet, das Lotte ihr in sichere Aussicht gestellt hatte. Das Vielliebchengeschenk, ein großes Blumenarrangement, war angekommen, aber in dem Kuvert, das den Blumen beilag, hatte seine Visitenkarte nur die Aufschrift: „J'y pense" getragen, keine Zeile weiter. Und mit einem Male reizte es sie jetzt, ihn um einen Vers zu bitten. Sie fand das selbst nicht ganz passend und schluckte im letzten Augenblick stets die Worte wieder hinunter, aber je mehr sie sich vornahm, nicht davon zu sprechen, desto größer wurde der Wunsch, es doch zu tun, und so sagte sie denn jetzt ganz plötzlich und unvermittelt: „Ich hörte kürzlich, Herr Hauptmann, daß Sie dichten. Beruht dieses Gerücht auf Wahrheit?"

„Ich dichte nicht, gnädiges Fräulein, sondern ich

bin ein Dichter," gab er zur Antwort, „das ist ein großer Unterschied."

„Gewiß, das weiß ich," stimmte sie ihm bei, „wenn alle Leute, die Gedichte machen, auch zugleich Dichter wären, stände es um unsre Literatur bedeutend besser als jetzt. Ich hörte ferner, daß Sie sehr fleißig sind und demnächst einen Band veröffentlichen werden."

Das war nun freie Phantasie, Panchita erfand es sich in diesem Augenblick in der stillen Hoffnung, daß ihr Nachbar nun etwas aus sich herausgehen und von seinen Werken erzählen würde. Aber es trat gerade das Gegenteil von dem ein, was sie erwartet hatte. „Wer redet solchen Unsinn, gnädiges Fräulein?" fragte er. „Ich dichte nur für mich selbst, nie für die Oeffentlichkeit. Ich weiß, viele Leute sagen, sie hätten schon etwas von mir gelesen, aber das entspricht nicht der Wahrheit. Ich verschließe das Gedicht, bis es geschrieben ist, in meinem tiefsten Herzen ..."

„Und wenn es geschrieben ist?" fragte Panchita.

„Dann in meinem Schreibtisch," gab Herr von Böhme zur Antwort, „und ich habe die Bestimmung getroffen, daß meine Lieder, wenn ich einmal tot bin, sofort vernichtet werden sollen."

„Warum wollen Sie sie der Nachwelt vorenthalten?" fragte Panchita. „Die Talente, die wir haben, besitzen wir doch nicht nur für uns, sondern

wir sollen sie benutzen, um auch andre Leute zu erfreuen."

„Erlauben Sie, gnädiges Fräulein," entgegnete er schnell, „was Sie da sagen, sind Redensarten. Es klingt beinahe, als ob Sie diesen Satz in Ihrer Pensionszeit von Ihrem Literaturprofessor lernten."

Panchita fuhr bei dem Ton seiner Stimme und bei dem Tadel förmlich zusammen, und trotzdem sie gleich darauf ein lautes Lachen nicht unterdrücken konnte, ärgerte sie sich doch sehr über sein Benehmen und wurde ordentlich zornig. Wie kam er dazu, so zu ihr zu sprechen?

„Sie sind ja außerordentlich liebenswürdig," sagte sie, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihren Unmut zu verbergen. „Ich will Ihnen offen gestehen, ich hatte vorhin die Absicht, Sie um einen kleinen Vers zu bitten, jetzt verzichte ich freiwillig auf meinen Wunsch."

„Ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung auch sagen, daß ich Ihren Wunsch abschlägig beschieden hätte," gab er zur Antwort. „Ich dichte keine Stammbuchverse für junge Mädchen."

Das klang so kalt und verletzend, daß Panchita sich mit den Worten: „Sie sind ungezogen, Herr Hauptmann!" von ihm abwandte.

Aufmerksam hatte der Gardestern dem Gespräch der beiden gelauscht, und kein Wort war ihm ent=

gangen. ‚So, nun ist's Zeit,' dachte er, als er sah, wie Panchitas Wangen sich vor Zorn und Empörung dunkelrot färbten, ‚jetzt ist die Gelegenheit für dich so günstig wie nur möglich, jetzt kannst du deinem Hauptmann einmal zeigen, wie man mit jungen Mädchen umgehen muß.'

Und er zeigte es: mit einer schnell hingeworfenen Frage riß er die Konversation an sich, und nach kaum einer Minute plauderte er so lebhaft mit Panchita, daß diese ihren Tischherrn völlig vergaß.

Unterdes unterhielt am andern Ende der Tafel der schöne Oskar fast die ganze Gesellschaft; wie immer steckte er auch heute voller Schnurren, und alle lachten über seine heitere Art, in der er sie zum besten gab.

„Kennen die Herrschaften schon den neuesten Streich, den Weiden mir kürzlich gespielt hat?" fragte der lange Scholten.

„Nein, bitte, erzählen Sie," erklang es von allen Seiten.

Der schöne Oskar wurde verlegen, da sogar der Herr Oberst das Gespräch mit seiner Dame unterbrach, um zuhören zu können. „Scholten, ich schieße dich tot, wenn du das zum besten gibst," rief er endlich.

Aber diese Bemerkung, dieser Widerspruch reizten die Neugier erst recht. „Also denken Sie sich, meine Herrschaften," begann der lange Scholten, „ich komme neulich mittags nach Haus und entdecke in meinem

Wohnzimmer einen ganz penetranten Geruch. Ich rufe meinen Burschen, wir durchsuchen die ganze Stube, aber es war nichts zu entdecken. Trotzdem befahl ich, alle Möbel hinauszustellen, das Zimmer gründlich rein zu machen und gehörig zu lüften. Ich selbst floh davon, denn auszuhalten war es in dem Zimmer überhaupt nicht."

„Erlaube mal," warf Weiden ein, „so schlimm war es nicht."

„Bitte sehr," entgegnete der lange Scholten, „es war sogar noch viel, viel schlimmer. — Ich kam erst gegen Abend wieder nach Haus, und als ich meine Stube betrat, wurde ich beinahe ohnmächtig, — einen solchen Geruch habe ich überhaupt nicht für möglich gehalten. Ich riß die Fenster auf und setzte mich dann, da ich unbedingt noch einen Brief beantworten mußte, an meinen Schreibtisch. Und mit einem Male wußte ich, daß der entsetzliche Geruch aus meinem Schreibtisch käme. Ich riß sämtliche Schubladen auf, ich warf alles auf die Erde, aber ich fand weiter nichts als alte Briefe und bezahlte Rechnungen."

„Renommiere nicht!" rief Weiden, und dieses Mal wurde der lange Scholten etwas verlegen. Aber er revanchierte sich, indem er sagte: „Es gibt auch bezahlte Rechnungen, Oskar, ich weiß allerdings nicht, ob du davon früher schon einmal was gehört hast."

„Gehört schon," gab Weiden zur Antwort, „mir

ist wenigstens so . . . ich kann mich da aber auch irren."

„Das glaube ich auch," stimmte der lange Scholten ihm bei, dann fuhr er fort: „Daß die Papiere nicht so entsetzlich duften konnten, war ja ganz klar, so suchte ich weiter und weiter. Und plötzlich durchfuhr mich ein Gedanke. Ich habe an meinem Schreibtisch eine Platte, die stets sehr weit ausgezogen ist, und die Rückwand des Schreibtisches ist mit einem grünen Tuch verdeckt, das oben an dem Aufsatz angenagelt ist und bis auf die Erde reicht. Mit einem Male wußte ich es: hinter der ausgezogenen Platte mußte irgend etwas verborgen sein, das diesen pestilenzartigen Geruch verbreitete. Ich nahm allen meinen Mut zusammen, ich hielt mir die Nase zu, ich rief meinen Burschen, damit er mir hülfe, wenn ich umfiele, ich hob das grüne Tuch in die Höhe und leuchtete in die durch das Ausziehen der Platte entstandene Oeffnung. Und was lag da? Ein toter Igel. Und wer hatte ihn dahingelegt? Natürlich Oskar."

„Aber Weiden," erklang es von allen Seiten, „das ist ja entsetzlich, wie konnten Sie nur?"

Der schöne Oskar saß mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt da, nun sagte er ganz gelassen: „Ich begreife die Herrschaften gar nicht, irgendwo mußte ich den toten Igel doch hinlegen."

Die trockene Art, in der er seine Verteidigung vorbrachte, erregte laute Heiterkeit, und der Herr Oberst

meinte: „Es ist nur ein Glück, Weiden, daß Sie nicht auf den Gedanken gekommen sind, mir Ihre Jagdbeute auf den Tisch zu legen, ich hätte die Sache nicht so ruhig hingenommen, wie Scholten es anscheinend getan hat.“

„O bitte, Herr Oberst,“ verteidigte sich Weiden, „der Spaß ist mir teuer genug zu stehen gekommen. Scholten verlangte als Entschädigung so viel Champagner, als in ihn hineinging. Natürlich streikte ich, denn so viel Champagner, wie in diesen fast zwei Meter langen Menschen hineingeht, gibt es überhaupt nicht. Aber drei Flaschen habe ich doch bezahlen müssen . . . ja, ja, das Leben ist teuer.“

Er seufzte schwer auf und erreichte dadurch nur, daß die andern von neuem über ihn lachten.

„Warum machen Sie aber auch solche Dummheiten?“ fragte ihn Lotte, die er gewöhnlich zu Tisch führte, „wann wollen Sie denn eigentlich einmal anfangen, verständig und ernsthaft zu werden?“

„Hoffentlich nie,“ gab er zur Antwort, „das Leben ist wirklich so ernst, man hat so viel Dienst, so viel Aerger und Verdruß aller Art, daß ich dem Himmel wirklich dankbar bin, die Gabe zu besitzen, manchmal lustig und fröhlich zu sein.“

Der lange Scholten freute sich noch an dem Triumph, den er mit seiner Erzählung eben davongetragen hatte, und sehnte sich nach neuen Lorbeeren.

„Eine herrliche Geschichte hat Weiden übrigens mit dem Gardestern aufgeführt,“ begann er mit lauter Stimme von neuem. „Wir sitzen im Restaurant, und Stern geht an das Telephon. Als er zurückkommt, will er sich eine Zigarre anzünden, er öffnet die Tasche, die er inzwischen auf dem Tische hatte liegen lassen, aber was sieht er? Die Zigarren sind verschwunden, und dafür hatte der liebe Oskar ihm vier kalte Bierwürste in das Etui gesteckt.“

„Doch hoffentlich ohne Senf?“ fragte eine der Damen.

„Selbstverständlich mit,“ gab der lange Scholten zur Antwort.

Man saß bei Baumanns immer sehr lange bei Tisch, und so war es auch heute fast neun Uhr, als man sich endlich erhob. Sofort fand die Trennung der Geschlechter statt: die Herren gingen zur Rechten, um zu rauchen, die Damen zur Linken, um zu plaudern. Selbst Herr von Böhme, der stets den uralten Witz machte, er sei ein leidenschaftlicher Nichtraucher, suchte das Herrenzimmer auf, obgleich er viel lieber bei den Damen geblieben wäre, denn als er Fräulein Panchita in den Salon zurückgeführt und ihr „Gesegnete Mahlzeit“ gewünscht hatte, hatte sie als einzige Antwort so kühl mit dem Kopfe genickt, daß er die schon halb ausgestreckte Hand wieder zurückzog. Er hätte viel darum gegeben, wenn er den schlechten Eindruck, den

er unbeabsichtigt auf sie gemacht, wieder hätte verwischen können, aber er hatte nicht den Mut, sich als einziger Herr in den Damensalon zu wagen. So tröstete er sich mit der Hoffnung, daß er vielleicht nachher bei dem Abschied eine Gelegenheit finden würde, ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Einstweilen nahm er sich vor, erst mal mit Leutnant von Stern zu sprechen, dessen Benehmen bei Tisch er im höchsten Grade unpassend gefunden hatte. Wie kam der dazu, ihm seine Tischdame gewissermaßen abspenstig zu machen?

Aber der Gardestern mochte fühlen, was in der Brust seines Hauptmanns vorging; als dieser an ihn herantrat, trat er selbst zwei Schritte zurück, er konzentrierte sich beständig rückwärts, und wie es kam, wußte er selbst nicht, aber plötzlich fühlte er, wie ihn etwas von hinten in die Kniekehlen stieß, und auf einmal saß er neben dem Kommandeur auf dem Sofa.

Erstaunt blickte der Gestrenge auf; für gewöhnlich mußte er den Platz an seiner Seite wie sauer Bier ausbieten. Niemand wollte neben ihm sitzen, nicht etwa, weil er unbeliebt gewesen wäre, sondern lediglich, weil er der Herr Oberst war.

Und nun saß plötzlich Leutnant von Stern neben ihm. Erschrocken sprang der auf und wollte mit einem „Pardon, Herr Oberst!“ wieder von dannen fliehen, aber der Kommandeur hielt ihn zurück: „Wenn Sie

nun schon einmal hier sitzen, dann bleiben Sie auch nur ruhig hier."

„Zu Befehl, Herr Oberst," gab Stern zur Antwort. Er kam sich auf dem Sofa etwas deplaziert vor und wußte nicht recht, wie er sich auf diesem Ehrenplatz benehmen sollte.

Und plötzlich sah er die lange Gestalt seines Hauptmanns sich durch die andern Gäste drehen und winden, und nun stand dieser vor ihm. Unwillkürlich wollte der Gardestern sich rückwärts konzentrieren, und er rutschte auf dem Sofa so weit nach hinten, wie es nur irgend ging. Aber es half ihm nicht viel, plötzlich stieß er mit seinem Rücken gegen die Rückenwand des Sofas und gleichzeitig mit seinem Hinterkopf gegen den Fuß einer schweren Eichenkonsole. In des Wortes wahrster Bedeutung fühlte er es: hier war die Welt für ihn zu Ende.

„Was machen Sie denn da eigentlich?" fragte der Oberst seinen Nachbar. „Sie bilden sich wohl ein, in einer Rutschbahn zu sitzen?"

Am liebsten hätte Herr von Stern „Au" gesagt, einmal wegen dieses furchtbaren Witzes, dann aber auch, weil er sich seinen Kopf scheußlich gestoßen hatte. Aber er schluckte das Wort im letzten Augenblick hinunter und begnügte sich damit, gar nichts zu sagen. Der Herr Oberst hatte sich auch schon wieder den andern Herren zugewandt.

„Haben Sie sich bei Tisch gut unterhalten, Herr Leutnant?" erklang da die Stimme seines Hauptmanns.

Der Gardestern sah es ein: wenn er einer Aussprache mit seinem Hauptmann, an der ihm augenblicklich sehr wenig lag, entgehen wollte, so gab es nur eine Rettung, er mußte machen, daß er fortkam. So tat er denn, als ob er die Frage gar nicht gehört hätte. Er erhob sich zum zweitenmal und fragte so liebenswürdig wie nur möglich: „Wollen der Herr Hauptmann sich vielleicht hierher setzen? Darf ich dem Herrn Hauptmann meinen Platz anbieten?"

Aber der Vorgesetzte winkte mit der langen Hand ab: „Bleiben Sie nur ruhig sitzen und antworten Sie mir lieber auf meine Frage, ob Sie sich bei Tisch gut unterhalten haben."

Herr von Stern sah es ein, ein Ausweichen gab es nun nicht mehr, und so sagte er denn: „Gewiß, Herr Hauptmann, ich habe mich sogar ausgezeichnet unterhalten."

„So, so," sagte Herr von Böhme in seiner kurzen Weise und fragte dann in einem ganz veränderten Tonfall: „Wie gefällt Ihnen eigentlich Fräulein Tröger?"

‚Er ist wahrhaftig eifersüchtig auf mich,' dachte der Gardestern, ‚und er macht auch nicht den leisesten Versuch, es zu verheimlichen. Wie käme er sonst wohl dazu, mich innerhalb weniger Tage zum zweiten

Male zu fragen, wie ich über die junge Dame denke?'
Antworten aber mußte er etwas, und so sagte er: „Ich weiß wirklich nicht, was ich erwidern soll — ich kenne die junge Dame viel zu wenig, als daß ich mir irgend ein Urteil über sie erlauben dürfte. Das einzige, was ich sagen kann, ist, daß ich Fräulein Tröger sehr nett finde."

„So ... finden Sie?"

Das klang so spöttisch und ironisch, daß Herr von Stern schon erwidern wollte: „Allerdings, ich finde!"

In diesem Augenblick aber zog ein andrer Herr seinen Vorgesetzten ins Gespräch, und Stern floh unter dem Vorwand, sich nur eine neue Zigarre holen zu wollen, davon und suchte eine Ecke auf, in der der Hausherr mit seinen jüngeren Gästen bei einem Glase Bier zusammensaß.

Es war beinahe zwölf Uhr, als der Herr Oberst endlich das Zeichen zum Aufbruch gab, und im Gänsemarsch marschierten die Herren in den Salon, in dem sich unterdessen die Damen über die neuesten Stadtneuigkeiten unterhalten hatten.

Hauptmann von Böhme war zu den jungen Damen getreten und stand nun neben Fräulein Panchita. „Finden Sie die Sitte nicht auch sehr töricht, gnädiges Fräulein, daß die Herren und Damen sich gleich nach Tisch trennen?" fragte er. „Man führt während des

Essens eine Unterhaltung, in der man vielleicht ein Thema berührt, über das man sich, wenn die Tafel aufgehoben wird, noch nicht ausgesprochen hat. Zuweilen kommt es ja auch leider vor, daß im Laufe des Gesprächs eine kleine Differenz entsteht, man hat den Wunsch, den Streit so schnell wie möglich wieder aus der Welt zu schaffen, aber man kann es nicht; man sieht sich erst bei dem Aufbruch wieder, und was man dann sagt, findet dann nicht immer gleich den richtigen Anklang, weil zwischen dem Streit und der Aussprache zu viel Zeit liegt."

Er sah Panchita an, als erwarte er von ihr eine Antwort. Als sie aber schwieg, fuhr er nach einer kleinen Pause mit halblauter Stimme fort: „Ich habe über unser Gespräch nachgedacht, gnädiges Fräulein, und es ist mir klar geworden, daß meine Worte Sie verletzt haben müssen. Ich möchte das Unrecht wieder gutmachen, soweit es in meinen Kräften steht, und bitte um Erlaubnis, Ihnen ein kleines Gedicht schicken zu dürfen."

Am liebsten hätte Panchita ihm ein „Nein" zugerufen; sie hatte sich zu maßlos über sein Benehmen, über seine Taktlosigkeit und über seine spöttische Art und Weise geärgert, aber sie wollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sie wollte wenigstens nicht ungezogen sein, und so sagte sie denn, allerdings sehr kühl: „Ich freue mich, daß Sie einsehen, wenig

aufmerksam gewesen zu sein; wenn Sie mir ein kleines Gedicht senden wollen, so will ich es gern annehmen."

Und mit kurzer Verneigung wandte sie sich von ihm ab, da der Regierungsrat mit seinen beiden Damen bereits in der Tür stand und sich suchend nach ihr umsah.

Auch die Herren brachen auf, und Stern und Weiden, die fast nebeneinander wohnten, gingen zusammen nach Haus.

„Nun, wie hat es Ihnen gefallen?" fragte Weiden.

Der Gardestern zündete mit größter Ruhe und Umständlichkeit seine Zigarre an, die ihm ausgegangen war, dann stieß er ein paar dichte Dampfwolken von sich: „Schön ist das Kraut ja nun gerade nicht, auch dieser Tabak schmeckt verflucht danach, daß er hier in allernächster Nähe gewachsen wäre. Auch in der Hinsicht war es in Berlin anders. Und wie es mir gefallen hat? Zum Totlachen war es ja gerade nicht, aber bei den wenigen Vergnügungen, die man hier hat, muß man ja schließlich dankbar dafür sein, daß uns überhaupt etwas geboten wird."

Weiden ging eine Weile schweigend neben dem Kameraden her, dann sagte er ganz plötzlich und unvermittelt: „Glauben Sie mir, Stern, ich beschäftige mich in meinen Gedanken sehr viel mit Ihnen, denn trotz des Unterschieds unsrer Charaktere sind wir

uns doch eigentlich recht nahe getreten. Ich kann mich ganz in Ihre Lage hineindenken, und deshalb glaube ich auch, Sie zu verstehen. Sie sind verbittert, Sie leiden unter der Strafversetzung, die Sie sich allerdings selbst zu verdanken haben, Sie empfinden es, daß Ihnen dienstlich nicht die Anerkennung zuteil wird, die Sie nach Ihrer Meinung verdienen. Der Verkehr mit den Kameraden macht Ihnen keine Freude, das Kneipen, das bei uns wie in allen kleinen Garnisonen ja ziemlich stark betrieben wird, stößt Sie ab, und das alles wirkt zusammen, um Sie noch spöttischer und sarkastischer zu machen, als Sie es vielleicht von Haus aus schon sind. Nach meiner Meinung gibt es für Sie nur eine Rettung: Sie müßten heiraten, die Ehe ist das einzig Richtige."

Der Gardestern blieb stehen und sah den Kameraden groß an. „Das sagen Sie mir?" fragte er verwundert. „Früher dachten Sie über den Punkt doch anders."

„Was früher war, war früher," erwiderte Weiden philosophisch, „aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon erzählte, daß mein alter Herr täglich in mich dringt, in den heiligen Stand der Ehe zu treten."

„Und da meinen Sie, ich sollte Ihnen so gewissermaßen Gesellschaft leisten," unterbrach ihn der Gardestern nicht ohne leise Ironie. „Wie heißt es doch: ‚geteilter Schmerz ist halber Schmerz' ... so denken

auch Sie wohl. Heiraten ... das spricht sich so leicht aus, aber ich habe noch nie Glück gehabt; wenn sich mir überhaupt Gelegenheit dazu bot, zog ich eine Niete, und daß ich nun gerade in dem großen Lotteriespiel der Ehe das richtige Los ziehen würde, glaube ich nicht. Ich wüßte auch gar nicht, wen ich heiraten sollte, selbst dann nicht, wenn ich wollte."

„Sieh, das Gute liegt so nah," gab Weiden zur Antwort, „warum wollen Sie nicht Fräulein Tröger heiraten?"

„Wen?" fragte Stern erstaunt. „Fräulein Tröger?"

„Ja, warum nicht," erwiderte Heyden. „Sie ist sehr nett, sehr hübsch und, soviel ich weiß, auch sehr wohlhabend ... also warum nicht? Eine muß es ja doch sein, und außerdem glaube ich, daß Fräulein Panchita ein kleines Faible für Sie hat."

„Na, nun hören Sie aber auf," bat Stern, „und machen Sie keinen Ihrer berühmten Witze."

„Nein, nein," widersprach Weiden, „seien Sie unbesorgt, in solchen Dingen hört selbst für mich der Spaß auf. Ich habe in der letzten Zeit verschiedentlich bei Osterlohs das Gespräch auf Sie gebracht, und mir ist es so vorgekommen, als wenn Fräulein Panchita ein gewisses Interesse für Sie hätte. An Ihrer Stelle würde ich mir meinen Vorschlag gar nicht so lange überlegen. Passen Sie auf, wenn Sie erst verheiratet sind, nehmen Sie eine ganz andre Position

ein, dann findet es jeder begreiflich, wenn Sie ganz so leben, wie Sie wollen, dann verdenkt es Ihnen niemand, wenn Sie sich selten im Kameradenkreise blicken lassen. Aber so? Ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen, allzuviel Freunde haben Sie nicht im Regiment, Sie lassen sich zu selten sehen, und wenn Sie einmal mit uns zusammen sind, mokieren Sie sich über die hiesigen Verhältnisse. Und das wird Ihnen verdacht."

„Ich weiß, ich weiß," stimmte Stern ihm bei, „aber schließlich kann doch kein Mensch aus seiner Haut hinaus, und vor allen Dingen kann ich doch nicht nur heiraten, um mir hier eine Stellung zu verschaffen. Das wird mir auch ohnehin gelingen, denn so, wie es ist, kann es ja nicht bleiben, die Stunde wird schon kommen, in der ich dem Regiment beweise, was es an mir hat." Er schwieg eine ganze Weile, mit seinen Gedanken beschäftigt, dann sagte er: „Was Sie mir da eben andeuteten, ist für mich so überraschend, daß ich es noch nicht glauben kann. Eigentlich läßt es mich ja ganz kalt, daß Fräulein Panchita sich nach Ihrer Ansicht ein klein wenig für mich interessiert, aber wissen möchte ich doch, was Hauptmann von Böhme dazu sagen würde, wenn er davon erführe. Der ist ja bis über beide Ohren in Fräulein Tröger verliebt; passen Sie auf, es dauert gar nicht lange, dann sind die beiden miteinander verlobt."

„Aber Stern, Menschenskind,“ bat Weiden, „was Sie da sagen, kann doch Ihr Ernst nicht sein. Daß der Hauptmann verliebt ist, kommt mir beinahe auch so vor, aber ich gehe jede Wette mit Ihnen ein, daß er sich den schönsten aller Körbe holen wird, wenn er es wirklich unternehmen sollte, Fräulein Panchita Herz und Hand anzutragen. Und vor allen Dingen finde ich, daß Sie es gar nicht so weit kommen lassen dürfen.“

„Aber ich kann mich doch nicht nur verloben, um dem Hauptmann einen Korb zu ersparen und um Fräulein Panchita nicht in die unangenehme Lage zu bringen, einen Korb austeilen zu müssen?“ fragte Stern. „Jeder ist sich doch in dieser Hinsicht gewissermaßen selbst der Nächste.“

„Gewiß,“ stimmte Weiden ihm bei, „und gerade deshalb sollen Sie sich Fräulein Tröger sichern, solange es noch Zeit ist. Denn wenn sie erst einen Korb ausgeteilt hat, wird ihres Bleibens hier wohl nicht mehr allzulange sein; so etwas pflegt ja immer junge Damen zu einer längeren Reise zu veranlassen. Na, und der Hauptmann wird, soweit ich ihn kenne, nicht mehr allzulange zögern; wie über alles, hat er auch über das Liebeswerben seine besonderen Ansichten.“

„Das weiß der liebe Himmel,“ stimmte Stern ihm bei. „Es machte heute bei Tisch mehr den

Eindruck, als wolle er seine Tischdame zu seiner ewigen Feindin, als zu seiner Frau machen. Aber eins sagen Sie mir noch, Weiden, wenn Sie Fräulein Tröger so warm loben und sie mir so ans Herz legen, warum heiraten Sie sie dann nicht selbst, wenn Sie sich doch auf Wunsch Ihres Herrn Vaters mit Heiratsgedanken tragen?"

„Aus dem einfachen Grunde," erwiderte Weiden, „weil mein alter Herr mir schon meine Zukünftige ausgesucht hat, vor allen Dingen aber auch, weil die junge Dame für mich noch weniger empfindet als ich für sie . . . absolut gar nichts. Bei euch beiden ist die Sache anders, da ist, wie gesagt, wenigstens auf einer Seite ein gewisses Interesse vorhanden, das ist doch immerhin wenigstens etwas. Und aus einem Etwas kann unter Umständen Großes werden, aus einem Nichts wird aber in aller Ewigkeit nichts. So, und hier trennen sich nun unsre Wege; die andern sind, glaube ich, noch nach ‚Stadt Hamburg' gegangen, ich aber will mich schlafen legen. Um fünf Uhr muß ich schon in das Gelände abmarschieren, da muß ich um halb fünf aufstehen, eine scheußliche Erfindung, aber das läßt sich ja nicht ändern. Hol's der Teufel, da schlägt es schon halb eins. Na, nun gute Nacht, überlegen Sie sich einmal, was ich Ihnen sagte, es ist wirklich gar nicht so dumm, wie es Ihnen im ersten Augenblick vorkommen mag: Sie eignen sich entschieden

viel besser zum Ehemann als ich, und ich muß auch heiraten. Es ist 'ne Tränenwelt. Gute Nacht." Und nachdem er dem Kameraden die Hand gereicht hatte, bog er in seine Straße ein.

Leutnant von Stern blieb noch einen Augenblick stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden, dann schritt auch er schnell seiner Wohnung entgegen. Er war müde, und auch er mußte früh aufstehen. Wie immer, hatte er auch morgen Instruktion, seine Leute hatten zwar neulich über den Krieg 1870/71 Bescheid gewußt, aber noch lange nicht so genau, wie der Hauptmann es wollte. So war vorläufig noch gar keine Aussicht, daß die täglichen Unterrichtsstunden aufhören würden.

Aber als Leutnant von Stern im Bett lag, blieb er noch lange wach: er mußte an das denken, was Weiden ihm erzählt hatte. Interessierte sich Fräulein Panchita wirklich für ihn? Das schmeichelte gewissermaßen seinem Stolz und seiner Eitelkeit, denn sicher war sie das hübscheste Mädchen in der Stadt, aber wie kam sie dazu, etwas für ihn zu empfinden? Er beschwor ihr Bild, ihre Erscheinung herauf, er dachte an die Unterhaltung, die er heute bei Tisch mit ihr geführt — gewiß, sie war sehr nett, klug und lebhaft, er hatte sich sehr gut mit ihr unterhalten, sie hatte ihm sehr gefallen —, das war aber auch alles.

Und vor allen Dingen interessierte sich doch sein Hauptmann für sie, und plötzlich fiel ihm das Wort

ein: ‚Je weniger man einer Dame zeigt, daß man sich etwas aus ihr macht, um so eher erweckt man ihr Interesse, ihre Zuneigung.‘ Sicher machte sein Hauptmann Fräulein Tröger nach der Weisheit dieses alten Wortes den Hof, und sicher würde es ihm auch gelingen, ihre Liebe zu erwerben. Und sicher empfand auch Fräulein Panchita etwas für den Hauptmann, denn wenn er ihr ganz gleichgültig war, hätte sie sich durch sein Benehmen nicht so verletzt gefühlt, oder sie hätte es wenigstens nicht so deutlich gezeigt, sicher liebte sie ihn schon.

Für einen Augenblick wurde bei diesem Gedanken ein eigentümliches Gefühl in ihm wach: er gönnte sie seinem Hauptmann nicht. War das Eifersucht, was da aus ihm sprach? Und darüber dachte er so lange nach, bis er schließlich einschlief.

Sechstes Kapitel

Zur Belehrung der Offiziere und Mannschaften fand auf dem großen Exerzierplatz eine Uebung mit kriegsstarkem Bataillon statt, und noch im letzten Augenblick waren bei den Offizieren, die eintreten sollten, zwei Aenderungen nötig geworden. An Stelle des Hauptmanns von Schuden, der ursprünglich das Bataillon kommandieren sollte, der aber in der letzten

Nacht durch die Geburt eines Sohnes erfreut worden war, übernahm Hauptmann von Böhme das Kommando, und für Leutnant von Weiden, der auf einen energischen Befehl seines Vaters hin auf Urlaub gefahren war, trat der Gardestern ein. Allzu erfreut schien Hauptmann von Böhme nicht zu sein, daß der Gardestern mitwirkte, und der Oberst ermahnte, als er die Offiziere um sich versammelte, namentlich Leutnant von Stern, sich anzustrengen und sich so viel wie möglich zusammenzunehmen.

‚Wenn ich nur wüßte, was die hohen Herren immer an mir auszusetzen haben,‘ dachte der Gardestern. ‚Daß ich schon jetzt gewissermaßen etwas auf den Hut bekomme, ist doch zum mindesten verfrüht. Ich habe doch noch gar keine Dummheit gemacht, und ob ich sie überhaupt machen werde, bleibt doch noch abzuwarten. Ich für meine Person fühle mich jeder Aufgabe gewachsen, nicht umsonst habe ich so lange bei der Garde gestanden. Ich verstehe die Leute hier einfach nicht.‘

Der Befehl für das Gefecht wurde ausgegeben, Leutnant von Stern hatte den vordersten Zug, und ihm fiel daher eigentlich die Aufklärung und die Spitze zu, aber sein Hauptmann dachte wohl daran, daß sein Leutnant vor einiger Zeit sich nicht unbedeutend im Gelände verlaufen hatte, und so bestimmte er kraft seines Amtes einen andern Zug an die Tete.

Das war für den Gardestern nun weiter keine Auszeichnung, und für den ersten Augenblick machte er, als er zurückversetzt wurde, ein ganz erstauntes und etwas beleidigtes Gesicht. Gleich darauf aber kam seine Gleichgültigkeit und sein Selbstvertrauen wieder zum Durchbruch. ‚Mir kann's recht sein,‘ dachte er, ‚so ehrgeizig bin ich nicht, daß ich mich um Ehrenposten bewerbe, die man mir nicht freiwillig anvertraut.‘ Und kaltblütig und gelassen marschierte er mit seinen Leuten an der Queue des Bataillons, und selbst die neckenden Zurufe der Kameraden brachten ihn nicht aus seiner Ruhe. Als er seinen Platz erreicht hatte, klemmte er sein Monokel ein, stützte sich auf seinen Säbel und harrte getrost und voller Zuversicht der Dinge, die da kommen sollten. Aber vorläufig kam für ihn gar nichts; in den nächsten Stunden hatte er weiter nichts zu tun, als mit seinen Leuten hinter einem hohen Knick, der ihn der Sicht des Feindes entzog, in Deckung zu liegen und weitere Befehle für sein Eingreifen in das Gefecht abzuwarten. Es dauerte nicht lange, so schnarchten seine Leute, und mit halbgeschlossenen Augen lag der Gardestern ebenfalls auf dem Rücken und blinzelte hinauf zu der Sonne. ‚Es ist eigentlich traurig,‘ dachte er, ‚daß man hier, falls man überhaupt noch kokettieren will, dies mit Frau Sonne tun muß. Da war's in Berlin anders, — na, überhaupt Berlin, ach, du mein

schönes Berlin. Dienst hatte man da ja auch mehr als genug, aber am Abend doch auch seine Zerstreuungen und Vergnügungen. Mich tröstet nur eins: hier kann man nicht alt werden, hier muß man ja früh sterben. Daß der Regierungsrat, trotzdem er hier geboren ist, immer noch unter den Lebenden weilt, scheint mir ein Beweis dafür zu sein, daß der Mann über eine Riesenkonstitution verfügt, — so stark bin ich Gott sei Dank nicht.'

Er schloß die Augen und beschwor sich die Erinnerung an die Residenz herauf; es war ja richtig, er hatte es ein bißchen toll getrieben, er hatte die Freuden der Großstadt etwas zu reichlich genossen, etwas zu viel Geld ausgegeben, er hatte leichtsinnige, aber keine schlechten Streiche verübt. Schuld hatte er ja selbst, daß er hierher versetzt wurde. Das war bitter, aber er hatte doch wenigstens eins, die Erinnerung an schöne, vergangene Zeiten, und die konnte ihm kein Mensch rauben.

Er träumte, und im Traume sah er blitzende Uniformen, herrliche Frauen in kostbaren Toiletten, mit Brillanten und Perlen, er dachte an die vielen glänzenden Feste, die er mitgemacht hatte, und seufzte schwer auf. Aber die Leibbinde, die der Offizier über dem Waffenrock trägt, hielt trotz allem unnennbaren Weh seinen Körper zusammen, er ging nicht auseinander, er blieb am Leben.

„Herr Leutnant, antreten, der Herr Regiments-adjutant hat schon zweimal mit dem Schnupftuch gewinkt,“ meldete in diesem Augenblick der Soldat, der als Posten das Vorgelände beobachtet hatte.

„Was ist los?“

Der Gardestern richtete sich auf und rieb sich verwundert die Augen hatte er wirklich fest geschlafen? Fast schien es ihm so. Woher kamen plötzlich die schnarchenden Soldaten? In der Erinnerung hatte er eben mit einer gefeierten Beauté beim Souper gesessen, nun lag er mit seinen Leuten hinter einem Knick.

„Ach so, richtig,“ sagte er, munter werdend. „Was ist los? Ich habe Sie nicht verstanden.“

Der Posten wiederholte seine Meldung, und gelassen erhob sich der Gardestern. „Na, denn los, Kinder, dann ist es wohl Zeit — an die Gewehre!“

Er hatte ein scharfes, helles Kommando, und so wurden die Schläfer denn schnell wach, eilten an ihre Gewehre und erwarteten weitere Befehle.

Der Gardestern sah sich indessen nach dem Adjutanten um, aber der war nicht mehr zu sehen.

„Da drüben bei dem Baum hat der Adjutant gehalten und gewinkt, wir sollten dahin kommen,“ gab der Posten auf Befragen zur Antwort.

„Na, dann können wir ja einmal dahin marschieren,“ meinte der Gardestern, „ewig können wir hier ja doch nicht bleiben. Aber lieber wäre es mir, ich hätte

einen bestimmten Befehl erhalten, als daß man mir mit dem Taschentuch winkte. Dann man los. Das Gewehr über — Bataillon marsch."

Der Gardestern trat mit seinem Zug an, aber als er etwa fünfhundert Meter marschiert war, machte er plötzlich Halt — vor ihm lag ein breiter Graben, den die letzten Regentage stark mit Wasser angefüllt hatten.

Leutnant von Stern klemmte sich sein Monokel ein und prüfte das Hindernis, das sich ihm da in den Weg stellte.

‚Ach so,' dachte er, während der ironische Zug um seinen Mund noch stärker als sonst wurde, ‚daher die Tränen! Deshalb ist der Adjutant nicht zu mir gekommen, sondern hat sich damit begnügt, mir zu winken. Man hat es nicht riskiert, über den Graben zu springen, und nun soll ich da hinüber! Dies Vertrauen ehrt mich, aber wie ich es rechtfertigen soll, weiß ich noch nicht. Gibt es hier denn nicht so etwas Aehnliches wie eine Brücke?'

Er sah sich suchend um, aber er fand nichts.

Da erschien auf der andern Seite der Regimentsadjutant von neuem: „Aber Stern, wo bleiben Sie nur? Der Oberst läßt fragen, warum Sie immer noch nicht weiter vorgerückt sind."

Stern stellte sich in Positur und deutete mit der ausgestreckten Rechten auf den breiten Graben: „Wie

sagt doch der Dichter? Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war zu tief."

„Aber Stern, lassen Sie sich doch nicht auslachen," schalt Leutnant Baumann vom hohen Roß herunter, „über solche Rinne hüpft man doch einfach hinweg."

„Dann hüpfen Sie mal," bat Stern ganz ruhig, „Sie haben vier Beine unter sich, wir nur zwei."

„Um so leichter ist es für Sie," entgegnete der Adjutant, „mein Gaul ist noch zu jung, der springt nicht ordentlich, aber allein komme ich glatt hinüber; wenn mir jemand mein Pferd halten will, will ich es beweisen."

Und sofort machte ein Mann den Versuch, über den Graben zu springen, um ihm das Pferd abzunehmen. Aber der Sprung mißlang; mit dem Tornister auf dem Buckel, dem Gewehr in der Rechten und dem Seitengewehr in der Linken hatte der Mann nicht die nötige Bewegungsfreiheit, er sprang zu kurz und lag mit dem Unterkörper im Wasser, mit dem Oberkörper, die Arme weit von sich gestreckt, im nassen Boden.

„Baumann, kommst du zum Oberst, so melde nur dorten, du habest den Mann hier liegen gesehen, wie seine Kunst es befahl," versuchte der Gardestern zu scherzen, aber er fand damit wenig Anklang.

„Sie tun mir leid, Stern, aber über den Graben müssen Sie, schon um endlich in das Gefecht ein-

greifen zu können. Im Ernstfalle würden Sie doch auch nicht hinter diesem Graben stehen bleiben."

„Aber im Ernstfalle macht mich auch kein Mensch dafür verantwortlich, wenn sich meine Leute hier den Schnupfen holen und wenn die Röcke schmutzig werden. Melden Sie dem Kommandeur, was Sie gesehen haben, alles andre muß sich historisch entwickeln. Sehen Sie, ich selbst komme hinüber," und nachdem er seinen Säbel hinübergeworfen hatte, sprang er mit einem mächtigen Satz über den Graben, ohne am jenseitigen Ufer auch nur zu stolpern, „na, was sagen Sie nun, Baumann? Etwas haben wir bei der Garde doch gelernt. Aber die Leute mit ihrem Gepäck können meinem Beispiel nicht folgen. Reiten Sie los, ich aber suche so lange eine Brücke, bis ich eine gefunden habe. Irgendwo wird schon eine sein."

Der Adjutant sah ein, daß hier vorläufig nichts zu machen sei, und ritt davon. Der Gardestern aber ließ seine Leute mit Sektionen rechts abschwenken und marschierte den Bach entlang, er für seine Person allein auf der nördlichen Seite, die Mannschaften auf der südlichen Seite des Grabens. Und wie er sehr bald einsah, hatte er den besseren Teil erwählt. Da, wo er ging, war es vollständig trocken, während seine Leute plötzlich in eine nasse Wiese gerieten und immer weiter nach rechts ausbiegen mußten, um überhaupt nur vorwärts zu kommen.

Aber von eine Brücke war immer noch nichts zu sehen, und so gingen sie weiter und weiter.

„Na, endlich, Herr Leutnant von Stern, da sind Sie ja," redete ihn plötzlich aus nächster Nähe sein Oberst an, „na, Zeit wurde es aber auch nachgerade, daß Sie kamen. Nun aber los mit Tambour battant, zum Sturmangriff. Zum Donnerwetter, so kommandieren Sie doch endlich, es wird die höchste Zeit ... Aber was ist denn das, Herr Leutnant, ich glaubte zuerst, Sie wären für Ihre Person einige Schritte vorausgeeilt, um sich zu orientieren. Jetzt aber sehe ich, daß Sie ganz allein sind; wo haben Sie denn Ihre Leute?"

Mit der ausgestreckten Rechten wies der Gardestern auf das jenseitige Ufer des Grabens, der sich hier fast bis zu einem Bach erweiterte; etwa sechshundert Meter von ihm entfernt marschierte sein Zug. Aber die Abteilung marschierte nicht mehr geschlossen, sondern hatte sich aufgelöst, jeder Mann suchte sich nach Möglichkeit einen trockenen Platz, und so patschten sie durch das Wasser.

„Dort, Herr Oberst," gab er ohne Zögern zur Antwort.

Der Regimentskommandeur war zuerst einfach starr, aber er fand doch bald die Sprache wieder. „Herr Leutnant ... Herr Leutnant ... und da spazieren Sie ganz allein in der Welt herum? Warum

sind Sie nicht bei Ihren Leuten geblieben? Warum haben Sie nicht darauf gehalten, daß die Leute bei Ihnen blieben? Wollen Sie Ihren Zug ganz ohne Befehl da allein in der Welt herumlaufen lassen? Herr ... was denken Sie sich eigentlich dabei? In zehn Minuten haben Sie Ihre Leute hier, oder es gibt ein Unglück. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Na, dann bitte."

Der Gardestern musterte das Gelände, er konnte ebensowenig seine Leute erreichen wie diese ihn, der Boden war einfach unpassierbar. So schickte er sich denn an, denselben Weg zurückzugehen, den er gekommen war, aber das war anscheinend nicht nach dem Sinne des Vorgesetzten.

„Wohin wollen Sie, Herr Leutnant?"

„Die Stelle wieder suchen, an der ich vorher über den Graben gesprungen bin, und dann meinen Leuten nachgehen, Herr Oberst. Wenn ich hier durch den Morast gehe, sinke ich einfach ein, und da bekomme ich meinen Zug nie wieder."

Das sah der Kommandeur denn auch schließlich ein: „Na, dann bleiben Sie meinetwegen hier und warten Sie das Ende des Gefechtes ab. Das aber sage ich Ihnen, so etwas von einer miserablen Zugführung ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen."

Der Oberst ritt davon, der Gardestern sah ihm vorwurfsvoll nach. „Da tut man mir schon wieder unrecht,“ sagte er sich; „um zu beweisen, daß ich hüpfen kann, hüpfe ich über den Graben, aber anstatt Anerkennung zu finden, ernte ich nur Tadel. Ich kann es hier eben niemand recht machen; neugierig bin ich nur auf die Kritik, die kann gut werden.“

Aber die wurde auf der einen Seite viel besser, als der Gardestern erwartet hatte: „Ich bin inzwischen durch den Regimentsadjutanten über das Gelände, in dem Sie sich befanden, aufgeklärt worden, Herr Leutnant von Stern, und kann es nur loben, daß Sie Ihre Leute nicht über den breiten Graben springen ließen. Von etwaigen Verletzungen der Mannschaften ganz abgesehen, wären die Uniformen sicher ruiniert worden. In dieser Hinsicht lobe ich Sie, aber andererseits muß ich Sie sehr, sehr tadeln; warum sind Sie denn mit Ihrem Zug anstatt nach rechts nicht nach links abmarschiert? Da hatten Sie in einer Entfernung von kaum zweihundert Metern eine hölzerne Brücke. Haben Sie denn die nicht gesehen?“

‚Eigentlich eine sonderbare Frage,‘ dachte der Gardestern, ‚wenn ich das Ding gesehen hätte, hätte ich es doch auch ganz sicher benutzt.‘

„Haben Sie die Brücke denn gar nicht auf der Karte gefunden?“ erkundigte sich der Kommandeur.

Herrgott . . . auf den Gedanken war er gar nicht

gekommen, und jetzt fiel ihm auch ein: er hatte sie zu Haus vergessen. Das war unangenehm, aber er mußte es doch eingestehen.

„So, so, Herr Leutnant, Sie haben Ihre Karte überhaupt nicht bei sich, — das ist etwas ganz, ganz andres. Hm, hm, ich verstehe, Sie haben die Karte absichtlich zu Hause liegen lassen, weil Sie uns schon so oft den Beweis gaben, daß sie Ihnen nichts nützt, da Sie diese doch nicht lesen können. Da haben Sie ja recht — aber immerhin, bringen Sie die Karte in Zukunft doch lieber mit; es wäre doch möglich, daß sie selbst Ihnen einmal von Nutzen sein könnte. Nicht wahr, Sie haben mich verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“ Das klang so ruhig, so gelassen, als wenn er die scharfe Ironie, mit der der Vorgesetzte gesprochen, gar nicht verstanden hätte.

Bald darauf trat das Regiment den Rückmarsch an, um eine gute Stunde später wieder auf dem Kasernenhofe anzulangen; dort herrschte wie immer um diese Stunde reges Leben und Treiben. Die Mannschaften, die nicht an der Uebung teilgenommen hatten, waren dort unter der Führung ihrer Unteroffiziere zum Essenholen angetreten, während diejenigen Leute, die bereits gegessen hatten, ihre Eßnäpfe unter dem Brunnen auswuschen.

Aus dem offenstehenden Fenster der Unteroffiziersküche drang ein gar lieblicher Geruch von Sauerkraut,

den Sterns feine Nase sofort witterte. Und mit einemmal verspürte er in seinem Magen eine gähnende Leere. Er nahm sich im Gegensatz zu den andern Kameraden nie Frühstück mit, weil er den Grundsatz hatte, entweder gar nicht oder in behaglicher Ruhe zu essen, jetzt aber freute er sich auf die große „Weiße“ und auf das Beefsteak, das er gleich im Kasino zu sich nehmen würde.

„Herr Leutnant von Stern übernimmt die Aufsicht beim Nachexerzieren, den übrigen Herren danke ich,“ erklang da die Stimme des Hauptmanns von Böhme.

‚Mir soll's recht sein,‘ dachte Stern, ‚einmal, weil es doch keinen Zweck hätte, gegen sein Geschick zu murren, dann aber auch, weil ich es ja einsehe, daß einer die Aufsicht führen muß. Allerdings habe ich im stillen so die Empfindung, als wenn mein Hauptmann mich dadurch, daß er mich zwingt, hier noch eine halbe Stunde zu stehen, dafür bestrafen will, daß ich mit meinem Zug nicht rechtzeitig zur Stelle war. Da ich mir selbst aber keiner Schuld bewußt bin, läßt mich die Strafe ganz kalt.‘

Endlich schlug für den Leutnant die Stunde der Erlösung, und mit großen Schritten eilte er in das Kasino. Dort aber harrte seiner ein neuer Schmerz: sämtliches Weißbier war ausgetrunken.

‚Das ist nun der Dank dafür, daß ich dies schöne

Getränk hier einführte,' schalt Stern im stillen. ‚Erst konnten die Kameraden sich nicht daran gewöhnen, und nun trinken sie es mir vor der Nase fort.' Seine gute Laune war vergangen und damit auch sein Appetit; er aß ein Butterbrot, trank eine Flasche Lagerbier und suchte dann seine Wohnung auf, viel eher, als er sich vorgenommen hatte.

Er kleidete sich um und legte sich dann auf die Chaiselongue. „Ich bin müde, Hans Hansen, und will schlafen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich erbarmungslos jeden Menschen ermorde, der mich weckt. In Ihrem eignen Interesse rate ich Ihnen daher, sich, solange ich ausruhe, auch nicht zu waschen. Sie plätschern mir dabei etwas zu laut; das hört sich immer ungefähr so an, als wenn das Nilpferd im zoologischen Garten sich mit aller Gewalt nach rückwärts in das Wasser wirft und mit den Beinen strampelt. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß Sie ein Nilpferd sind, im Gegenteil, Sie sind eine Wasserperle. Nu aber 'raus."

Hans Hansen verschwand, und der Gardestern zog sich seine Chaiselonguedecke, das Vielliebchengeschenk einer schönen jungen Berlinerin, bis an die Nase in die Höhe und war gerade im Begriff, einzuschlafen, als er draußen eine Stimme vernahm.

„Der Herr Leutnant zu Haus?"

„Zu Befehl. Der Herr Leutnant schlafen."

„So, so, er schläft; da wird Ihnen wohl nichts andres übrig bleiben, als Ihren Herrn zu wecken.“

Hans Hansen schien noch zu zögern. ‚Das ist sein Glück,‘ dachte Herr von Stern, ‚ich ermorde ihn kaltblütig lächelnd, wenn er jemand zu mir hineinläßt.‘

„Na, wird es bald, oder wird es nicht?“ erklang es da draußen, und erschrocken richtete der Gardestern sich auf der Chaiselongue halb auf und lauschte mit angehaltenem Atem.

„Soll ich Ihnen erst grob werden?“ ertönte es auf dem Korridor, und mit einem halbunterdrückten Schrei der Verzweiflung fiel Stern hintenüber: er hatte die Stimme seines Hauptmanns erkannt.

‚Was will denn der nur schon wieder von mir? Wir haben uns doch kaum vor einer halben Stunde getrennt. Auf jeden Fall ist es fürs erste mit dem Schlaf vorbei.‘

Gleich darauf wurde die Tür geöffnet, und an dem Burschen vorbei trat Hauptmann von Böhme ins Zimmer. Der Gardestern sprang in die Höhe und wickelte sich, so schnell er konnte, aus seiner Decke heraus: „Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Hauptmann, wenn ich nicht ganz angezogen bin, ich war auf keinen Besuch vorbereitet. Aber wenn der Herr Hauptmann einen Augenblick Platz nehmen wollen ...“ und schob ihm einen Sessel hin.

Doch der Vorgesetzte winkte ab. „Danke ... danke,

ich stehe gern einen Augenblick, aber wenn Sie sich inzwischen anziehen wollen, bitte ...“

Der Gardestern verschwand im Schlafzimmer, um nach wenigen Minuten in Uniform wieder zu erscheinen.

Hauptmann von Böhme hatte inzwischen, wie es schien, sehr genau die Wohnung seines Leutnants, die er zum erstenmal betrat, gemustert. „Sie wohnen sehr hübsch, Herr Leutnant. Sind das alles eigne Möbel?“

„Allerdings, Herr Hauptmann.“

„So, so. Wissen Sie, das ist eigentlich ein Luxus, aber die heutige Jugend kann es ja nicht bequem genug haben. Ich habe, solange ich Leutnant war, die ganzen siebzehn Jahre, in der Kaserne gewohnt, weil ich kein Geld besaß, mich einzurichten.“

Und wieder ging er, alles bewundernd, durch das Zimmer. Jetzt blieb er stehen und betrachtete die große Anzahl von Photographien, die, sämtlich junge Damen darstellend, auf dem Schreibtisch standen.

„Haben Sie kein Bild von Fräulein Tröger?“ fragte er plötzlich.

„Von wem? Von Fräulein Tröger? Aber Herr Hauptmann, wie sollte die junge Dame wohl dazu kommen, mir eine Photographie zu schenken? Wir kennen uns doch kaum.“

„So, so, Sie kennen sich kaum. Ich hörte gestern abend im Kasino, Sie trieben den Sport, sämtliche

junge Damen, die Sie eben kennen gelernt hätten, um ihr Bild zu bitten und dann hier auf Ihrem Schreibtisch aufzustellen. Da dachte ich, Fräulein Tröger befände sich vielleicht auch in Ihrer Sammlung."

„Leider nein," gab der Gardestern zur Antwort, „außerdem möchte ich gern wissen, wer so etwas von mir erzählt. Wenn es ja auch weiter nichts Schlechtes ist, so macht man mir damit doch gewissermaßen den Vorwurf, mit den Photographien zu renommieren. Und nichts liegt mir ferner. Alle Bilder sind mir geschenkt, ich bitte eine Dame nie um ein Zeichen ihrer Gunst, ich warte stets, bis es mir freiwillig gegeben wird."

„So, so . . . Sie scheinen ja Ihrer Erfolge bei den Damen sehr sicher zu sein."

„In gewissem Grade — ja," erwiderte der Gardestern nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein, und mit einem leichten triumphierenden Blick schweiften seine Augen über die stattliche Reihen schöner Mädchenköpfe.

Hauptmann von Böhme fuhr sich mit der Rechten durch den Vollbart; das war das untrüglichste Zeichen, daß er sich über irgend etwas ärgerte, aber trotzdem klang seine Stimme ganz ruhig, als er jetzt sagte: „Und welcher Ihrer Eigenschaften verdanken Sie Ihre Erfolge bei den Damen?"

‚Nanu,' dachte Herr von Stern, ‚ist mein Haupt-

mann zu mir gekommen, um sich Rat zu holen, wie man es anfängt, Frauenherzen zu gewinnen? Hat er vielleicht eingesehen, daß er sich bei Fräulein Panchita auf dem falschen Wege befindet, und will er nun erfahren, wie ich es anfing, der jungen Dame etwas weniger unsympathisch zu erscheinen?'

„Ja, Herr Hauptmann, wer das so sagen könnte," gab er philosophisch zur Antwort, „der Herr Hauptmann kennen ja auch das alte Wort: Frauen und junge Pferde müssen gleich behandelt werden, eine jede nach ihrer Individualität."

Hauptmann von Böhme lachte etwas gezwungen auf, dann sagte er: „Sind Sie fertig mit Ihrem Anzug? Dann kommen Sie, wir müssen in die Kaserne. Auf Kammer ist eine Bummelei vorgekommen, es fehlt ein vierter Rock und eine dritte Hose. Der Unteroffizier schwört, die Sachen nicht veruntreut zu haben, aber trotzdem müssen Sie die ganze Kammer durchzählen und alle Röcke und Hosen auf ihre Stempelung hin prüfen."

Der Gardestern tat seinen Dienst gern, schon deshalb, weil er hier mit seiner Zeit sonst doch nichts anzufangen wußte, aber bei dem Gedanken, jetzt, nachmittags um zwei Uhr, die ganze Kompagniekammer durchzählen zu müssen, stöhnte er laut auf.

Verwundert sah ihn der Vorgesetzte an: „Wie meinten Sie?"

„Ich? ... Gar nichts ... wie kommen der Herr Hauptmann nur darauf?“

„So, so ... ich meinte nur ... da wollen wir uns jetzt nicht länger aufhalten; begleiten Sie mich.“

Und zusammen gingen sie zur Kaserne und stiegen da die vielen Treppen in die Höhe, die zur Kammer führten. Der Hauptmann wechselte einige Worte mit dem Unteroffizier und wandte sich dann an seinen Leutnant: „Bitte, zählen Sie alles durch, was sich hier auf Kammer befindet; wenn ich Zeit habe, komme ich in einigen Stunden noch einmal her, sonst erstatten Sie mir morgen Meldung.“

Und fort war er.

Der Gardestern setzte sich auf einen Tisch, nahm die Mütze ab, legte den Säbel beiseite und blickte sich resigniert um; vor ihm lagen auf hohen Borden etwa fünfhundert Röcke und ebensoviele Hosen. Ueber seinem Kopf hingen an der Decke mehr als hundert Paar langschäftige Stiefel und ebensoviele Paar Schnürschuhe. Etwas weiter hinten prangten auf kleinen Holzgestellen mehr als hundert Helme und Mützen, und voller Schaudern blickte er auf die verschlossenen Schränke; die bargen Tressen, Aufschläge, einige Tausend Sohlennägel, Hunderte von Säbeltrobdeln, Fettbüchsen, Kaffeebeutel, Gesangbücher, zahllose Lederriemen und Kochgeschirrriemen. In einer Ecke thronten, immer zu fünfzig aufeinandergelegt,

die Tornister, und daneben lagen die Patronentaschen. Ach, und es gab noch so zahllose andre Dinge, die ihm in diesem Augenblick nicht einfielen.

Und das alles sollte er zählen; ein unnennbares Weh überfiel ihn, und um wenigstens für einen Augenblick nichts zu sehen, schlug er die Hände vors Gesicht.

Der Kammerunteroffizier erriet, was in dem Gardestern vorging. Der Herr Leutnant tat ihm ja selbst leid, und mit der Hand gab er den Kammerarbeitern ein Zeichen, sich ganz still zu verhalten und den Offizier nicht in seinem Schmerz zu stören. Schon so mancher Leutnant hatte da vor ihm auf diesem Tisch voller Verzweiflung gesessen und schließlich mit einem Tone, der Steine hätte erweichen können, gefragt: „Muß ich das alles wirklich zählen?“ Und immer hatte er zur Antwort geben müssen: „Der Herr Hauptmann hat es befohlen.“

Dagegen war nichts zu machen.

Wohl fünf Minuten saß der Gardestern in sich zusammengesunken, er rührte sich nicht, nur zuweilen lief ein Schauern und Schaudern durch seinen Körper. Jetzt richtete er sich auf und sah den Unteroffizier mit flehenden Augen an: „Muß ich das wirklich alles zählen?“

Es klang wie der Aufschrei eines Menschen, der mit allen Fasern am Leben hängt, der da den sicheren

Tod vor Augen sieht und der alles Leid in die Worte zusammenfaßt: „Muß ich wirklich sterben?“

Selbst der Kammerunteroffizier zuckte ins Herz getroffen zusammen ... so hatte noch nie ein Leutnant ihm gegenüber geklagt. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er den Offizier am liebsten wieder nach Haus geschickt, denn für ihn fing die Arbeit erst an, wenn der Leutnant fertig war, dann galt es, alles wieder wegzupacken, alles wieder zusammenzulegen. Der Leutnant tat ihm leid, aber es ging nicht anders, und so sagte er denn: „Der Herr Hauptmann hat es befohlen.“

Noch ein Seufzer, ein schwerer, tiefer Seufzer, dann sprang der Gardestern auf: „Also los ... die Arbeiter antreten. Zunächst kommt es darauf an, die verschwundene Hose und den verschwundenen Rock zu finden. Mann der Motten, haben Sie denn nicht die Spur einer Ahnung, in welchem dieser zahllosen Haufen Sie die Sachen irrtümlicherweise untergebracht haben?“

Diesesmal seufzte der Kammerunteroffizier schwer auf: „Ach, Herr Leutnant, wenn ich das wüßte, was gäbe ich darum!“

‚Und ich erst!‘ dachte der Gardestern, dann sagte er: „Bekanntlich ist es eine alte Erfahrung, daß man das, was man sucht, stets da findet, wo man es nicht sucht. Hier in diesem Stapel suche ich es nicht ... folglich müssen die verschwundenen Sachen da sein.“

Aber diese Logik erwies sich als trügerisch.

„Natürlich liegen die Dinger in dem letzten Haufen, den wir durchsuchen," schalt Herr von Stern. „Fangen wir also mit dem letzten an." Aber auch das nützte nichts, und so suchten alle weiter und weiter, bis sie endlich nach zwei Stunden die vermißten Sachen gefunden hatten.

‚Ich glaube, als Pythagoras seinen berühmten Lehrsatz, mit dem die heutige Jugend immer noch geelendet wird, gefunden hat, freute sich der Mann nicht mehr, als ich es in diesem Augenblick tue,' dachte Stern, dann griff er in die Tasche und ließ für sich und die Soldaten ein Glas Bier kommen; alle bedurften der Stärkung.

Und nach einer kleinen Pause ging das Zählen los: hundertundfünfzig Tornister erster, achtundfünfzig zweiter Garnitur, dreihundert Fettbüchsen, fünfhundert Säbeltrobbeln, sechshundert Kokarden, dreihundertundsechsunddreißig vordere Patronentaschen . . .

Nach weiteren zwei Stunden wußte der Gardestern überhaupt nicht mehr, was er zählte, er zählte ganz mechanisch drauf los und fing alle Augenblicke wieder bei eins an.

Es war fast acht Uhr abends, als der Unteroffizier meldete: „Jetzt sind wir fertig, Herr Leutnant."

„Für das Wort muß der Himmel Sie belohnen, ich kann es nicht," erwiderte der Gardestern, dann

brachte er seinen Anzug in Ordnung und stieg die Treppe hinab. Er war ein müder, geschlagener Mann, er hatte die rasendsten Kopfschmerzen, und in seinem Schädel tanzten sämtliche Tornister, Kochgeschirre und was er sonst immer noch gezählt hatte, einen wilden Tanz. Als er den Kasernenhof erreichte, blieb er stehen, nahm die Mütze ab und ließ sich die frische Luft um den Kopf wehen. Er bemerkte es gar nicht, daß der Posten das Gewehr vor ihm präsentiert hatte und nun auf das Zeichen wartete, wieder „Gewehr über“ nehmen zu können. Das sah er erst, als er sich nach geraumer Zeit zum Gehen wandte.

„Wie lange stehen Sie, sonderbarer Jüngling, denn eigentlich schon mit präsentiertem Gewehr hinter mir?“ fragte er.

„So lange, wie der Herr Leutnant hier stehen,“ gab der Posten zur Antwort.

„Sie sind wohl nicht ganz richtig im Kopf ... was hätten Sie denn gemacht, wenn ich eine geschlagene Stunde vor Ihnen gestanden hätte? Lieber Freund, Sie sehen mir beinahe so aus, als wenn auch Sie eben sechs Stunden Kammer gezählt hätten,“ und ohne sich um das verwunderte Gesicht des Soldaten zu kümmern, ging er durch das Portal auf die Straße.

‚Was nun?‘ dachte er. ‚Zwar bin ich zum Umfallen müde, aber ich kann doch nicht wie ein kleines Kind um halb neun Uhr zu Bett gehen. In die

Kneipe gehen, Bier trinken und Tabaksgeruch einatmen mag ich nicht, ich habe von dem Kampfergeruch auf Kammer mehr als genug. Wenn ich in Berlin wäre, wüßte ich schon, wie ich den Abend verbringen sollte, aber hier? Wenn wenigstens der Weiden noch hier wäre, der ist mir noch der liebste von allen, aber der geht ja nun auf Freiersfüßen spazieren, und vorläufig werde ich wohl auf seine Gesellschaft verzichten müssen. Es bleibt doch nichts andres übrig ... gehen wir schlafen. Ich weiß nicht, woran es liegt, vielleicht bin ich körperlich zu abgespannt, aber mir ist ganz elendiglich zu Mut, ich habe mich hier eigentlich noch nie so einsam und verlassen gefühlt wie heute, ich möchte wohl, daß mir jemand heute noch irgend eine Freude bereitete.'

Sein Weg führte ihn an der „Stadt Hamburg" vorbei, und vor der Tür des Hotels sah er den Regierungsrat Osterloh mit den beiden jungen Damen im Gespräch mit Hauptmann von Böhme stehen.

‚Auch da habe ich wieder Pech,' dachte er resigniert. ‚Warum sitzen die Herrschaften nicht drinnen in der Veranda? Da würde ich um Erlaubnis bitten, mich bei ihnen häuslich niederlassen zu können, und es würde mir eine Freude bereiten, Fräulein Panchita den Hof zu machen, schon um die Eifersucht meines Hauptmanns von neuem zu wecken. Aber nicht einmal das Vergnügen wird mir zuteil.'

Er ging dicht an den Herrschaften vorüber und begrüßte sie: alle dankten, aber als Panchita seinen Gruß erwiderte, war es ihm, als würfe sie ihm einen freundlichen Blick zu, als sagten ihre Augen: „Wir beide kennen uns, wir sind Leidensgefährten, wir halten zueinander.“

Bildete er es sich ein oder hatten seine Kopfschmerzen wirklich mit einem Male aufgehört? Fast alle Müdigkeit war verflogen, und als er nach Hause kam, dachte er noch nicht daran, zu Bett zu gehen. Lange saß er noch vor seinem Schreibtisch und blickte auf die blonden, die braunen und die schwarzen Mädchenköpfe, die da vor ihm standen, und während er die andern jungen Mädchen betrachtete, ertappte er sich dabei, daß er eigentlich beständig an Panchita dachte.

Siebentes Kapitel

Feldwebel Pohlmann von der königlichen ersten Kompagnie hielt auf dem Kasernenhof Appell mit Stiefeln ab. Die Leute hatten die „Kurzschäftigen“ an, vor sich hatten sie die „Langschäftigen“ und die Schnürschuhe stehen. Jetzt waren die Langschäftigen an der Reihe: jeder Mann, an den der Feldwebel herantrat, nahm die Stiefel zur Hand und zeigte erst die Sohle, dann das Oberleder vor. Schön war es

nicht, was der Feldwebel zu sehen bekam, bei dem einen fehlten ein paar Sohlennägel, bei dem andern war das Oberleder zu wenig eingefettet, bei dem einen war dies, bei dem andern jenes in Unordnung, und jetzt fand er sogar einen, dem ein Eisen an dem linken Absatz fehlte.

„Zu glauben ist es überhaupt nicht," schalt der Feldwebel, „man muß solche Bummelei mit eignen Augen sehen, um sie überhaupt für möglich zu halten, und selbst wenn man sie gesehen hat, glaubt man sie noch nicht. Was denken Sie sich eigentlich dabei, Meier, mir die Stiefel in solcher Verfassung vorzuzeigen? Wenn ich das erst wüßte, könnte ich es vielleicht begreifen."

Meier bekam einen roten Kopf, er hatte das Unglück kommen sehen, nun war es da. Er hatte gestern abend, als in der Putzstube die Stiefel für den heutigen Appell in Ordnung gebracht wurden, bemerkt, daß das Eisen fehlte, und er hatte sie gleich dem Schuster übergeben wollen — der aber hatte keine Zeit gehabt und ihn auf heute vormittag vertröstet. Da Meier die Stiefel noch brauchte, hatte er sie wieder mitgenommen, dann hatte er das fehlende Hufeisen vergessen, und als er wieder daran dachte, da war es zu spät, da war die Schusterbude schon zu, die Leute waren schon zum Appell herausgetreten.

„Nun, was haben Sie sich eigentlich bei Ihrer

zum Himmel schreienden Bummelei gedacht?" fragte der Feldwebel noch einmal.

Meier suchte zu retten, was zu retten war, vielleicht entging er doch noch einer Strafputzstunde, einem Strafappell oder gar der Urlaubsentziehung.

„Vorhin ist das Eisen noch dagewesen, Herr Feldwebel," log Meier. „In der Stube und auf dem Korridor war es noch dran, ich muß es auf dem Kasernenhof verloren haben."

Natürlich wußte der Feldwebel, daß Meier log, aber er tat, als merke er das nicht. „So, so, das ist ja dann etwas andres," sagte er, „eine Bummelei Ihrerseits liegt aber doch vor, denn wenn das Eisen fest saß, konnte es doch nicht verloren gehen — na, aber wenn es hier auf dem Kasernenhof liegt, werden Sie es ja finden. Suchen Sie es."

Und Meier suchte es, ihm blieb ja schließlich auch nichts andres übrig, wenn er seine Lüge nicht selbst eingestehen sollte. Mit gesenktem Kopf schlich er über den großen Kasernenhof, einmal, weil er auf dem Erdboden suchte, dann aber auch, weil er sich schämte. Was dann, wenn er zurückkam und melden mußte: „Ich habe es nicht gefunden"? Sein Feldwebel würde ihn zur Bestrafung aufschreiben und die Kameraden würden ihn auslachen. Aber suchen mußte er, vielleicht hatte irgend ein Mann einer andern Kompagnie ein Eisen verloren, das er als das seinige

ausgeben konnte, aber wenn das Eisen dann nicht paßte, war das Unglück erst recht fertig.

„Haben Sie es immer noch nicht gefunden?“ erklang da über den Hof die laute Stimme des Feldwebels.

Meier richtete sich auf, stellte sich in strammer Haltung hin, legte die Hände vorschriftsmäßig an und rief zurück: „Nein, Herr Feldwebel!“

„Dann suchen Sie nur weiter,“ befahl der Feldwebel. „Wenn Sie aber in fünf Minuten das Eisen noch nicht gefunden haben, können Sie wieder eintreten!“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

Meier warf einen Blick auf die große Uhr, die über dem Portal hing, dann suchte er weiter: fünf Minuten sind eine lange Zeit, finden würde er ja nichts, und je länger er suchte, desto mehr würde er sich hinterher blamieren. Aber er suchte weiter und weiter, bis endlich für ihn die Erlösung schlug: die fünf Minuten waren verstrichen.

Auch der Feldwebel hatte nach der Uhr gesehen. „So, nun kommen Sie nur, Meier,“ rief er, „man soll seine Zeit nie mit unnützen Dingen vertrödeln, Sie finden ja doch nichts. Kommen Sie!“

Und Meier kam; ihm war ungefähr so wie einem armen Sünder, der zum Richtblock geführt wird — er ging zögernd und langsam.

„Kommen Sie nur, Meier," ermutigte ihn der Feldwebel, „kommen Sie nur, beeilen Sie sich etwas. So lange dauert Ihre Dienstzeit nicht, die dauert nur zwei Jahre, und wenn Sie nicht schneller gehen, sind die abgelaufen, bevor Sie hier ankommen."

Und endlich war er da. „Zur Stelle!" meldete er.

Der Feldwebel ließ Meier vor die Mitte der Kompagnie treten. „So, Leute," sagte er, „nun seht euch mal den Meier an, so sieht einer aus, der gelogen hat, denn gelogen haben Sie doch, Meier?"

Der schämte sich fast in den von zahllosen Soldaten festgestampften Erdboden hinein, aber trotzdem gab er sein Unrecht zu.

„Na, daß Sie jetzt die Wahrheit sagen, ist wenigstens etwas," lobte der Feldwebel, „im übrigen sollten Sie sich schämen, geboren zu sein. Sie können ja zwar nichts dafür, daß Sie auf der Welt sind, aber schämen können Sie sich trotzdem, und vor allen Dingen können Sie sich freuen, daß der Herr Hauptmann nicht hier ist. Wenn der etwas davon erführe, wie Sie gelogen hätten, der schickte sie dorthin." Und mit der ausgestreckten Rechten wies er auf das Arresthaus, vor dem ein Posten mit dem Gewehr unter dem Arm auf und ab ging.

Meier schrak zusammen: der Feldwebel hatte recht, es war nur ein Glück, daß der Hauptmann nicht da war, der hätte ihn sicher wegen Belügens eines Vor-

gesetzten im Dienst eingesperrt, und eingesperrt zu sein war kein Genuß. Meier kannte das aus Erfahrung. Nur ein Glück, daß der Hauptmann nicht da war.

„Der Herr Hauptmann kommt!“

Bildete Meier es sich ein, war dieser Ruf nur ein Gebilde seiner erregten Phantasie oder hatte es wirklich jemand gerufen?

„Der Herr Hauptmann kommt!“

Es war wirklich gerufen worden, deutlich erkannte Meier dieses Mal die Stimme des rechten Flügelmanns, und zu Tode erschrocken sah er sich um. Wahrhaftig, mit seinen langen Beinen große Schritte machend, kam der Hauptmann aus dem Portal. „Nun gibt es doch noch ein Unglück,“ stöhnte er, „nun sitze ich doch noch fest, daß ich am Sonntag brumme. Und gerade Sonntag wollte ich mit meiner Karoline zu Tanz, weil die dann gerade ihren Ausgehtag hat.“

‚Darf ich nicht eintreten, Herr Feldwebel?‘ wollte er fragen, und schon hatte er den Mund zum Sprechen geöffnet, da erklang das Kommando „Stillgestanden!“

Gehorsam klappte Meier den Mund wieder zu; wenn „Stillgestanden!“ kommandiert ist, hat kein Mensch zu sprechen, kein Mensch, so schluckte er denn seine unausgesprochene Bitte ganz hinunter. Und nun kam das Kommando „Nicht euch!“ Alle Köpfe flogen in der Kompagnie nach rechts, selbst Meier

nahm aus alter Angewohnheit den Kopf nach rechts; da erst fiel ihm wieder ein, daß er allein stände auf weiter Flur, und er nahm seine Nase wieder geradeaus, mit sich selbst war er ja ausgerichtet.

Meier drehte dem Vorgesetzten den Rücken zu, aber er hörte ihn kommen, und je näher dessen Schritte erklangen, desto ungemütlicher wurde ihm.

„Was macht denn der Meier da eigentlich vorne?" fragte der Hauptmann plötzlich, der jetzt seine Kompagnie erreicht hatte und den Mann vor der Front bemerkte.

Der Feldwebel sagte, was Meier verbrochen, und aufmerksam hörte der Vorgesetzte zu.

„Hat der Lümmel sich denn wenigstens geschämt?" fragte der Hauptmann.

Eigentlich war die Frage an den Feldwebel gerichtet, aber Meier hielt es doch für besser, selbst zu antworten und den reuigen Sünder zu spielen. So sagte er denn mit verschämter Stimme und so leise, daß der Vorgesetzte ihn gerade noch verstand: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Dann scheren Sie sich in Ihr Loch," fuhr der Vorgesetzte fort; „und das merken Sie sich: wenn Sie noch einmal lügen, dann sitzen Sie fest."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" rief Meier freudestrahlend. Was kümmerte er sich schon heute um das, was in Zukunft, vielleicht aber auch nie eintreten würde. Er war frei, er war mit dem

bloßen Schrecken davongekommen, er konnte Sonntag tanzen gehen, er war so glücklich, wie nur ein Mensch es sein konnte. Einen Augenblick später stand er wieder in Reih und Glied, so schnell wie jetzt war er noch nie eingetreten, und noch nie hatte er sich so schön ausgerichtet, — und dabei war nicht einmal „Richt euch!“ befohlen, er tat es aus eigenster Initiative, er wollte sich dankbar erweisen für die gütige Nachsicht, die der Vorgesetzte ihm gegenüber gezeigt hatte.

Aber nicht nur gegen den Meier war der Hauptmann heute milde, sondern gegen die ganze Kompagnie, er ließ heute fünf gerade sein, und während sonst ein Appell eine Stunde und länger zu dauern pflegte, gab er heute schon nach kaum zehn Minuten das Kommando: „Tretet weg!“

Das ließen sich die Leute nicht zweimal sagen: die Langschäftigen in der einen, die Schnürschuhe in der andern Hand, liefen die Leute, so schnell sie nur konnten, über den Kasernenhof und dann die Treppe hinauf in die verschiedenen Stuben. Mit dem Schlüssel, den ein jeder an seinem Brustband um den Hals trug, wurden die Spinde geöffnet, die Stiefel hinein gestellt, Brot und Butter, oder was man sonst hatte, herausgeholt, und dann wurden die Kaffeeholer mit den großen Blechkannen in die Küche geschickt, denn es war Kaffeestunde.

Wenig später saßen die Leute an dem großen, schneeweiß gescheuerten Tisch und tranken Kaffee, nicht aus kleinen, zierlichen Tassen, sondern aus großen weißen Kummen, und das Gespräch drehte sich um den Hauptmann.

„Was der Olle man bloß heute hatte?“ fragte der eine, „der war ja höllisch gnädig.“

„Mensch, Meier, hast du 'nen Dusel,“ meinte ein andrer, „ich hätte für deine sogenannte joldne Libertee nich en Stück trocken Kommißbrot gegeben, dafür kannst du mir eigentlich was von deiner Wurst abgeben. Schön ist deine Karline ja nicht, das kann ja nun ihr bester Freund nicht behaupten, aber ihre Gnädige kann sie mächtig beschummeln; wo die man immer alle Würste hernimmt? Lang mir deine Wurst mal her, ich will mir mal nur ein kleines Stück abschneiden.“

Aber trotz der glückseligen Stimmung, in der Meier sich befand, hielt er sein Eigentum fest — er wußte, was es heißt: sich ein kleines Stück abschneiden wollen, da blieb nichts andres übrig als der Bindfaden, und den mochte er selbst nicht.

„Nee, laß man,“ verteidigte er seine Wurst, „ich werde schon alleine mit ihr fertig. Und was du über die Karline sagst, mir gefällt sie — ick mag ihr, sie ist ein braves Mädchen.“

Und er schob sich in den Mund ein Stück Wurst,

das durch seine Größe den Neid der besitzlosen Klasse erregte.

„Und so was nennt sich nu Kameradschaft!“ schalt der andre. „Dir hätte der Hauptmann ruhig einspunnen sollen, ick weiß überhaupt nich, warum er's nich getan hat, er ist doch sonst nich so.“

„Aber anders als sonst ist er doch schon lange,“ meinte ein dritter, „ich habe mit dem Kruse, was sein Bursche ist, gesprochen, und der sagte auch: ‚Ick weiß gar nich mehr, was das mit meinem Ollen is, zweierlei gibt es nur, entweder ist er krank oder verliebt.“

Ein Kamerad bekam bei dem Gedanken, daß sein Hauptmann verliebt sein solle, das Lachen. Unglücklicherweise war er gerade im Begriff, einen großen Schluck Kaffee herunterzuschlucken, er prustete, und der Kaffee spritzte wie aus einer Fontäne über den Tisch, seinem Visavis auf die reingewaschene Drillichjacke. Der fluchte nicht schlecht, aber der andre verteidigte sich: „Stell dich doch nicht an, als wenn du ein Fürscht wärst, und wenn schon, so was kommt in den feinsten Familien vor.“

„Hier aber sind wir in der Kaserne,“ schalt der andre, und vielleicht hätten sich die beiden noch in die Haare gekriegt, wenn der Stubenälteste nicht gerufen hätte: „Bei's Kaffeetrinken lasse ick mir nich gerne stören, und wenn ihr euch haut, muß ick mir dazwischen mischen, also Ruhe im Lande!“

„Ick habe gestern auch den Kruse jesprochen," meinte ein vierter, „ick wartete auf Marie, die hatte mir geschrieben, sie solle am Abend für ihre Herrschaft ein paar eilige Besorgungen machen, aber so eilig, wie ihre Gnädige das meinte, wäre das nich, auf 'ne halbe Stunde könnte sie sich immer frei machen. Na, ich wartete, und da kam Kruse an; er sollte was zum Abendbrot einholen, und sagte mir, er wüßte gar nicht mehr, was das mit seinem Ollen wäre, der säße nun schon seit zwei Stunden in seinem Lehnstuhl und gucke ein Loch nach dem andern in die Luft."

„Das ist verdächtig," meinte der Stubenälteste. „Den Zustand kenne ich von mir selber von damals her, als ich mir mit der Berta anfreunden wollte, und als die Berta nicht wollte, weil sie eigentlich einen andern wollte. Na, das habe ich ihr denn schließlich ausgeredet, und nun sind wir auch so weit ganz glücklich miteinander, bloß mit das bare Geld hapert das bei ihr. Sie hat man zehn Mark im Monat, und die kriegt sie auch nicht mal pünktlich jeden Ersten, sie meint, ihre Herrschaft wäre mächtig im Dalles, die hätte selbst nichts, aber die Frau ist sehr gut mit ihr, und deshalb bleibt sie da."

Während sich die Leute über ihren Vorgesetzten unterhielten, stand Hauptmann von Böhme auf dem Kasernenhof mit seinem Feldwebel und regierte, das heißt, eigentlich regierte der Feldwebel, und sein

Hauptmann hörte zu. Sonst war es umgekehrt, aber heute machte der Feldwebel Vorschläge für den Dienst der nächsten Tage, und sein Hauptmann sagte zu allem Ja und Amen. Und als es fünf schlug, machte sich der Hauptmann mit einem: „Na, das Weitere morgen," auf den Weg.

Das ging so schnell, daß der Feldwebel, als er zur Verabschiedung die Hacken zusammennahm und die linke Hand, in der er das Notizbuch hielt, an die Hosen nahm, sein Notizbuch fallen ließ. Der Feldwebel bückte sich nicht gerne, so sah er sich nach einem Untergebenen um, und als er diesen entdeckt hatte, rief er ihn zu sich heran: „Heb mir mal mein Buch auf, mein Sohn," und als er seine Papiere alle wieder zusammen hatte, stieg er kopfschüttelnd in die höheren Gefilde, in denen seine Frau mit der Kaffeekanne auf ihn wartete, und auch in der Feldwebelstube wurde das Thema besprochen: irgend etwas ist mit dem Hauptmann los.

Und es war wirklich etwas los: Hauptmann von Böhme hatte sein Herz entdeckt, er wußte sogar die Minute, in der dies geschehen war. Es hatte heute mittag gerade zwölf Uhr geschlagen, als er der Familie Osterloh begegnete, und als er Panchita ansah, da hatte er plötzlich gemerkt, daß er bis über beide Ohren in sie verliebt sei.

Und dabei hatte er täglich stundenlang darüber

nachgedacht, ob das, was er in seinem Herzen für Fräulein Panchita empfände, wirkliche Liebe sei, die Liebe, von der die Dichter singen und an der der Stamm der Asra zugrunde geht: sie war es, er täuschte sich nicht, und er war so glücklich, wie er es noch nie in seinem Leben gewesen war, denn er liebte zum erstenmal. Er selbst hatte sich so etwas gar nicht zugetraut, er hatte sich nie viel aus den Frauen gemacht, er hatte sie gemieden, wo er konnte, er hatte nur seinem Dienst und seinen künstlerischen Interessen gelebt, und nun war er plötzlich verliebt wie ein Fähnrich. Schon am ersten Abend, als er Panchita kennen lernte, hatte sie ihm sehr gut gefallen, er wußte selbst nicht, warum, und er hätte es auch jetzt nicht sagen können, warum gerade Panchita die Liebe in ihm wachgerufen hatte. Aber er liebte sie, und dieses Bewußtsein machte ihn glückselig.

Aber in das Glück hinein mischten sich die Zweifel, ob seine Liebe erwidert würde, und es gelang ihm nicht, diese Zweifel zu beseitigen. Er vergegenwärtigte sich die Gespräche, die er mit Panchita geführt hatte, er dachte an die Gesellschaft bei Baumanns, auf der sie ihm gezeigt hatte, daß sie ihm eher feindlich als freundlich gesinnt war. Und trotzdem hoffte er, daß auch sie etwas für ihn empfände, daß sie ihn liebte, wie er sie. Und weil er es hoffte, glaubte er es schließlich. Aber jedesmal, wenn er zu der Erkenntnis

gelangt war: sie liebt mich — stiegen neue Bedenken in ihm auf, und schließlich nahm er sich fest vor, das entscheidende Wort noch nicht zu sprechen, sondern noch zu warten und Panchita zu prüfen: erst wollte, erst mußte er seiner Sache ganz gewiß sein.

„Sehen wir uns heute nachmittag bei dem Militärkonzert auf der Waldmühle?“ hatte der Regierungsrat ihn am Vormittag gefragt.

Hauptmann von Böhme haßte Musik in jeglicher Form und Gestalt, er blieb sogar, wenn er irgend konnte, den Kasinofesten fern, weil er die Musik nicht anhören konnte, er war noch nie in einer Oper gewesen. Die einzige Musik, die er ruhig ertrug, weil er sie ertragen mußte, war der Parademarsch im Schritt und im Laufschritt sowie die verschiedenen Signale. Er ging jedem Ton, so weit wie er irgend konnte, aus dem Wege, aber trotzdem hatte er zur Antwort gegeben: „Selbstverständlich, selbstverständlich.“

Und nun eilte er dem Restaurant, das mitten im Walde gelegen war, entgegen.

Selbst der Unteroffizier, der die Billetts verkaufte, machte ein ganz erstauntes Gesicht, als plötzlich Hauptmann von Böhme vor ihm auftauchte und ein Billett verlangte. Es war das erste Mal, daß der da erschien, und der Unteroffizier dachte: ‚Wenn das nicht irgend etwas Besonderes zu bedeuten hat, will ich nie wieder einen richtigen Ton blasen.‘

Auch in dem sehr gut besuchten Konzertgarten erregte sein Erscheinen unter den Stammgästen und den Abonnenten großes Aufsehen, aber er kümmerte sich nicht weiter darum. Den Blick geradeaus gerichtet, ging er direkt auf den Tisch los, an dem die Familie Osterloh mit verschiedenen Offiziersfamilien saß — schon von weitem hatten die bunten Uniformen ihm den Weg gezeigt. Als er den Tisch erreichte, fiel sein erster Blick auf Panchita, und nur mühsam verbarg er seine Enttäuschung. Panchita plauderte so lebhaft mit ihrem Nachbar zur Rechten, dem Gardestern, daß sie sein Kommen gar nicht bebemerkt hatte, und sie fuhr fast erschrocken zusammen, als er sich nun, nachdem er die andern begrüßt, ihr plötzlich näherte.

„Ach, Sie sind's, Herr Hauptmann," sagte sie und reichte ihm die Hand, dann wandte sie sich wieder Herrn von Stern zu, der seinerseits aufgestanden war, um den Vorgesetzten zu begrüßen, dann aber seinen Platz wieder eingenommen hatte.

Unterdessen sah Herr von Böhme sich nach einem Stuhle um; selbstverständlich wollte er neben Panchita sitzen, zur Not konnte noch ein Stuhl neben ihr eingeschoben werden. Aber alle Stühle an den Nachbartischen waren besetzt. „Kellner, bringen Sie mir einen Stuhl," befahl er schließlich, aber in demselben Augenblick rief die Kommandeuse, die ganz am andern

Ende der langen Tafel saß: „Kommen Sie doch hierher, Herr Hauptmann, hier ist ein Stuhl frei, ich nehme mein Jackett einfach um, es wird mir doch etwas kühl."

„Gnädige Frau sind wirklich sehr liebenswürdig," sagte er, „aber ich möchte durchaus nicht, daß Sie sich meinetwegen inkommodieren." Und im stillen dachte er: ‚Das sollte mir gerade noch fehlen, eine Stunde und länger neben der Kommandeuse zu sitzen, deswegen bin ich doch wahrhaftig nicht ins Konzert gekommen.'

„Aber von einem Inkommodieren ist doch gar nicht die Rede," entgegnete die Frau Oberst, „kommen Sie nur."

Und er kam, was blieb ihm schließlich auch weiter übrig, wenn er nicht direkt ungezogen sein wollte? Langsam und zögernd ging er an seinen Platz, nicht ohne Panchita, als er auf der andern Seite des Tisches sich mit ihr auf gleicher Höhe befand, einen Blick zuzuwerfen, der ihr da deutlich sagte: „Viel, viel tausendmal lieber säße ich bei dir."

Aber auch diesen Blick bemerkte Panchita nicht, sie sprach gerade sehr lebhaft auf Stern ein.

„Nun, was verschafft uns denn die seltene Freude, Sie auch einmal hier zu sehen?" nahm die Kommandeuse das Wort, nachdem Hauptmann von Böhme an ihrer Seite Platz genommen hatte. „Sind Sie endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Musik

doch etwas Herrliches, Erhabenes ist, daß sie uns erfreut, uns heiter stimmt, unsre Sorgen verscheucht, aber uns auch zugleich erhebt, unsre Gedanken sammelt, uns gewissermaßen zur Einkehr in uns selbst zwingt?"

Hauptmann von Böhme hatte gar nicht zugehört, er kannte diesen Satz, mit dem die Kommandeuse ihn schon oft vergebens zu bekehren versucht hatte und den sie nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung aus einem Buche auswendig gelernt hatte, zur Genüge. So sagte er denn: „Ein Kaffee, Kellner."

„Aber, Herr Hauptmann!" rief die Kommandeuse beleidigt.

„Wie befehlen gnädige Frau?" fragte er. „Ach so, Pardon, ich bitte um Verzeihung, daß ich dem Kellner einen Auftrag erteilte, bevor ich Ihnen die schuldige Antwort gab. Nein, ganz bin ich noch nicht bekehrt, aber ich habe mir fest vorgenommen, mich bekehren zu lassen. Und deshalb werde ich von jetzt an wenigstens vorläufig die Konzerte regelmäßig besuchen."

„Sehen Sie, das ist nett von Ihnen," lobte die Kommandeuse, „das wird meinen Mann freuen, wenn ich es ihm erzähle. Der sagt immer: ‚Ich begreife gar nicht, daß Hauptmann von Böhme, der doch sonst so viele Interessen hat und so poetisch veranlagt ist, nicht auch für die Musik schwärmt. Musik und

Poesie gehören doch eigentlich zusammen, sie sind doch kaum zu trennen, Sie müssen doch schon musikalisch sein, um den Rhythmus Ihrer Verse, den Wohlklang und den Wohllaut darin, wie soll ich sagen, herauszubekommen."

Hauptmann von Böhme bekam einen Schreck; wenn seine Kommandeuse anfing, ästhetisch zu werden, dann wurde sie furchtbar, aber es blieb ihm nichts andres übrig, er mußte seiner Nachbarin zuhören, doch verzehrte er unterdes Panchita fast mit seinen Blicken. Und nun hatte sie es bemerkt, daß seine Augen beständig auf ihr ruhten, auch sie sah ihn an. Kam es ihm so vor, oder wurde sie wirklich etwas verlegen? Auf jeden Fall schlug sein Herz höher, und abermals sagten ihr seine Augen, daß er gerne bei ihr säße. Sie schien ihn verstanden zu haben, denn sie wandte schnell den Blick von ihm ab, aber nachdem sie sich gefaßt, plauderte sie doch unbefangen mit dem andern weiter.

Und plötzlich unterbrach die Kommandeuse ihren Redeschwall. „Was gibt es denn da drüben zu sehen?" fragte sie neugierig. „Sie wenden ja keinen Blick von der Ecke der Tafel ab." Und mit leiser Stimme fuhr sie fort: „Ist Ihnen die lebhafte Unterhaltung zwischen Fräulein Tröger und dem Gardestern auch schon aufgefallen? Ich will natürlich nichts gesagt haben, aber ich glaube, da findet sich

etwas, und ich würde mich sehr freuen, wenn ich recht behalten sollte."

‚Ich mich nicht,' dachte Hauptmann von Böhme, der seine Unruhe nur schwer verbarg. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, daß seine Nachbarin, wenn auch vollständig unbeabsichtigt, seine Eifersucht noch mehr anstachelte. Die zärtlichsten Blicke waren es nicht, die er seinem Leutnant zuwarf, und wenn Blicke töten könnten, wäre der Gardestern sicher tot von seinem Stuhle gefallen. So aber blieb er am Leben und freute sich sogar seines Daseins.

Seitdem Weiden ihm — wie er glaubte, unter dem Einfluß des reichlich genossenen Champagners — davon erzählt hatte, daß Panchita sich etwas für ihn interessiere, hatte er sich in Gedanken viel mit ihr beschäftigt, und wenn er auch zu der Ueberzeugung gekommen war, daß das Interesse kein ernsteres sein könnte, so freute er sich doch, daß er ihr überhaupt gefiel, und er war glücklich gewesen, als es ihm vorhin gelang, einen leeren Stuhl an ihrer Seite zu erwischen. Den hielt er fest; obwohl er die Blicke seines Vorgesetzten sehr gut verstand, dachte er nicht daran, diesem seinen Platz einzuräumen. ‚Da müßte ich ja mehr als töricht sein,' sagte er sich, ‚zwar wirft man mir diese Eigenschaft beständig vor, aber es ist ja nicht unbedingt notwendig, daß ich sie mir selbst eingestehe.'

Er plauderte lustig darauf los und wandte sich fast ausschließlich an Panchita, und wenn diese über eine seiner Bemerkungen laut auflachte, sah er seinen Hauptmann triumphierend an, gleichsam als wolle er sagen: ‚So mache ich es, um mir die Gunst der jungen Dame zu erringen.‘ Er wußte, daß er seinen Vorgesetzten dadurch ärgerte, aber das ließ ihn ganz kalt, er machte sich keine Gewissensbisse darüber; der Hauptmann hatte sich ja auch nicht besonnen, ihn kürzlich mit der Kammerzählung zu kränken. Und das hatte er ihm noch nicht verziehen, dafür gab es nach seiner Auffassung überhaupt keine Verzeihung.

Er war fast ausgelassen lustig, seine Heiterkeit steckte auch Panchita an, und gemeinsam mokierten sie sich über die Familien, die an den Nebentischen saßen, unendliche Quantitäten Kaffee tranken und von dem selbst mitgebrachten Kuchen für die Vögel auch nicht den allerkleinsten Bissen übrig ließen.

„Sehen Sie nur die Dame dort, gnädiges Fräulein, die strickt, die strickt wirklich. Wenn eine Dame zu Hause dieser edlen Beschäftigung nachgeht, finde ich das sehr hübsch, aber im Freien zu arbeiten, finde ich scheußlich. Vor ein paar Jahren machte ich einmal eine Reise nach Spitzbergen, und da hatten wir an Bord eine ebenso kluge wie liebenswürdige alte Dame, die nur einen Fehler hatte: sie strickte beständig. Böse Zungen behaupteten sogar, selbst wenn

sie seekrank wäre, legte sie die Stricknadeln nicht aus der Hand. Ich stand zufällig neben ihr, als nach wochenlanger Fahrt das ewige Eis in seiner majestätischen Schönheit vor uns auftauchte. Ich machte meine Nachbarin darauf aufmerksam, daß wir endlich am Ziel unsrer Fahrt angelangt seien, und forderte sie auf, die herrliche Natur zu genießen. Aber wissen Sie, was die Dame mir zur Antwort gab?"

„Nun?"

„Einen Augenblick — ich muß nur noch schnell die Hacke abnehmen."

Panchita lachte lustig auf: „Uebertreiben Sie auch nicht, Herr von Stern?"

„Bestimmt nicht. Ich taufte das im höchsten Norden entstandene Bekleidungsstück den Polarstrumpf, und als wir, wie es üblich ist, für die Besatzung des Schiffes eine Wohltätigkeitsvorstellung veranstalteten, habe ich den Polarstrumpf öffentlich meistbietend verauktioniert. Für zwanzig Mark ging er dauernd in meinen Besitz über, und wenn ich einmal anfange, zu sparen, werde ich in ihm meine Reichtümer aufbewahren."

Und in seiner frischen Art erzählte er von seinen sonstigen Reisebegleitern: „Wir hatten einen Herrn bei uns, der war so taub, daß ich mich immer ganz verwundert fragte, warum der Mann sich seine Ohren nicht abschneiden ließ, gebrauchen konnte er sie doch

nicht. Als wir in Virgohaven, der Ballonstation des unglücklichen Andrée, ankamen, stiegen wir dort zusammen ans Land, und mit einem Male sagte der stocktaube Herr zu mir: ‚Sprechen Sie nicht, seien Sie ganz still, ich will aufpassen, vielleicht höre ich Andrées Hilferufe.‘“

Im fröhlichen Geplauder ging die Zeit so schnell dahin, daß sie beide ganz überrascht aufblickten, als nach Beendigung des Konzertes die Kommandeuse plötzlich das Zeichen zum Aufbruch gab.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, gnädiges Fräulein,“ bat Herr von Stern. „Mir fällt soeben ein, daß ich den Adjutanten noch in einer dienstlichen Sache um Rat fragen muß, ich komme sofort zurück.“

Und kaum hatte der Gardestern sich verabschiedet, als plötzlich Hauptmann von Böhme vor Panchita stand: „Ich habe den ganzen Nachmittag noch keine Gelegenheit gehabt, gnädiges Fräulein, auch nur ein einziges Wort mit Ihnen zu wechseln. Da wollte ich doch jetzt wenigstens versuchen, einen Augenblick für mich zu retten.“

„Sie sind sehr liebenswürdig,“ entgegnete sie, „in mancher Hinsicht wäre es überhaupt netter, man säße nicht, wie heute, an einer langen Tafel, sondern an mehreren kleinen Tischen, man könnte dann von Zeit zu Zeit aufstehen, die Plätze miteinander tauschen, bald mit dieser, bald mit jener plaudern.“

„Und bald mit diesem, bald mit jenem,“ setzte er hinzu, sie scharf beobachtend.

„Gewiß,“ erwiderte sie unbefangen, „je nachdem man aufgelegt ist. Warum sollten die Damen sich auch nur miteinander unterhalten, das wäre doch auf die Dauer sehr langweilig.“

Er stimmte ihr bei, und als die Gesellschaft nun unter Vorantritt der Kommandeuse den Heimweg antrat, blieb er an ihrer Seite. Ihre Nähe beglückte und beseligte ihn, sein Herz war zum Zerspringen voll, aber auch er mußte die Erfahrung machen, daß man um so weniger zu sagen weiß, je voller das Herz ist. In seinem Innersten glühte und flammte die reinste, die heiligste Liebe — am liebsten hätte er ihr gleich alles gestanden, aber auf offener Straße ging das doch nicht, und außerdem hatte er sich ja fest vorgenommen, nicht eher von seiner Liebe zu sprechen, als bis er die Gewißheit besaß, daß seine Zuneigung erwidert würde. Von etwas anderm aber, als von seiner Liebe zu sprechen, vermochte er im Augenblick auch nicht: sollte er sie fragen, ob ihr das Konzert gefallen, ob sie den Kaffee ebenso scheußlich gefunden habe wie er selbst, ob sie heute morgen mit ihren Besorgungen fertig geworden sei? Das wäre ihm wie eine Entweihung des heiligsten Augenblicks vorgekommen.

So schritt er schweigend neben ihr her, er war

glücklich, ihr Jackett tragen zu dürfen, und seine Augen leuchteten, so oft er sie ansah. Und er sah sie oft an.

Panchita fühlte seine Blicke auf sich ruhen, und eine gewisse Verlegenheit ergriff sie: ‚Die Männer sind doch wahrhaftig keine Meister im Verstellen,‘ dachte sie, ‚die wenigsten sind imstande, ihre Gefühle zu verbergen — wenn ich dem nicht vorbeuge, ist Herr von Böhme imstande, mir ein Kompliment nach dem andern zu machen.‘

So brach sie denn zuerst das Schweigen. „Gehen Sie noch in die Kaserne, Herr Hauptmann?“ fragte sie, „oder sind Sie für heute mit Ihrem Dienste fertig?“

Sie wollte ihn absichtlich mit einem jähen Griff aus dem Reiche der Träume in die rauhe, krasse Wirklichkeit zurückrufen, aber er schien ihre Frage gar nicht gehört zu haben.

„Darf ich Ihnen ein Gedicht rezitieren?“ fragte er plötzlich und unvermittelt. „Sie wissen, ich dichte nicht für die Oeffentlichkeit, aber Ihnen gegenüber ist es ja etwas andres. Sie haben ja sogar ein Gedicht von mir im Besitz. Uebrigens haben Sie mir noch mit keinem Worte gesagt, wie es Ihnen gefallen hat.“

Hätte Panchita der Wahrheit die Ehre gegeben, so hätte sie sagen müssen: es gefällt mir gar nicht. Nach dem geheimnisvollen Wesen, mit dem Haupt-

mann von Böhme die Kinder seiner Muse umgab, hatte sie Größeres erwartet, Verse, die nicht nur mit der Feder, sondern wirklich mit dem Herzen geschrieben waren, aber das Lied, das sie erhalten, hatte sie kühl gelassen, es hatte sie nicht gepackt, ihr Innerstes nicht ergriffen. Aber das durfte sie nicht sagen, wenn sie den Dichter nicht kränken, nicht beleidigen wollte. Und so antwortete sie denn: „Es ist sehr, sehr hübsch, Herr Hauptmann — sehr hübsch."

„So, wirklich?" fragte er. „Wie war es doch noch?" Er sah sie prüfend an. „Wie war doch noch der Anfang?" fuhr er fort, — „ach so, Sie wissen es auch nicht, dann hat Ihnen das Gedicht doch nicht gefallen. Nein, bitte, widersprechen Sie nicht," setzte er hinzu, „junge Damen in Ihrem Alter lernen Gedichte, die ihnen gefallen, auswendig, das weiß ich ganz genau. Vielleicht gelangen mir die Verse aber auch wirklich nicht, aber das geht ja oft so, gerade, wenn man sein Bestes geben möchte, läßt uns unser Können im Stich. Nicht immer findet man für das, was man empfindet, das richtige Wort, aber vielleicht gefallen Ihnen diese Verse:

‚Sie schritt an seiner Seite durch die Au,
Hin durch die Blumen, die benetzt vom Tau —'"

Panchita hörte nur halb zu; sie war grenzenlos verlegen geworden, als Hauptmann von Böhme sie bei der Unwahrheit ertappt hatte. Und nun rezitierte

er ein andres Gedicht; an seinen Augen, mit denen er sie ansah, merkte sie, daß es ein Liebesgedicht sei, daß der Inhalt der Verse das wiedergab, was er für sie empfand, daß er, wenn er auch nicht gerade seine Liebe gestehen, so ihr doch andeuten wollte, was er für sie empfände. Und das sollte, das durfte nicht sein, heute nicht. Sie hatte schon lange gemerkt, daß Herr von Böhme sich für sie interessierte, und trotz seiner vielen Absonderlichkeiten fand auch sie an ihm Gefallen, aber noch liebte sie ihn nicht, und sie wußte auch nicht, ob das je der Fall sein würde. So galt es unter allen Umständen, zu verhindern, daß er ihr schon jetzt gestand, wie er über sie dächte, — aber wie sollte sie das verhüten? Wenn Stern wenigstens nur wiederkäme! Er hatte ihr doch versprochen, gleich wieder zurück zu sein.

Und Herr von Böhme deklamierte weiter und weiter, sie merkte, das Gedicht näherte sich dem Ende, und der Schluß würde die Liebesworte bringen, die sie fürchtete, die sie nicht hören wollte. Am liebsten hätte sie dem Dichter zugerufen: „Hören Sie auf!“ Sie wußte es, sie fühlte, sie würde seinen forschenden Blicken gegenüber nicht unbefangen genug sein, um mit einigen harmlosen Worten das Gedicht zu kritisieren — sie wußte, nach dem Urteil, das sie abgäbe, würde er beurteilen, wie sie über ihn dachte.

„Gnädiges Fräulein, ist das vielleicht Ihr

Täschchen — ich glaube es bei Ihnen gesehen zu haben."

Es hätte nicht viel gefehlt und Panchita hätte einen lauten Freudenschrei ausgestoßen, daß sich der Retter nahte — Herr von Böhme mußte den Vortrag seines Gedichts unterbrechen, Panchita war der Gefahr entronnen, den Schluß der Verse anhören zu müssen.

Panchita drehte sich blitzschnell um; Hauptmann von Böhme folgte ihrem Beispiel — vor ihnen stand der Gardestern.

‚Schon wieder dieser Mensch,' dachte Hauptmann von Böhme, ‚ich könnte ihn ermorden. Immer und immer er!'

Um so lebhafter begrüßte ihn Panchita. „Ah, Herr von Stern! Ja, ja, das ist meine Tasche, wo haben Sie die nur gefunden?"

Er gab ihr Auskunft, und während er mit ihr sprach, sah er seinen Hauptmann heimlich von der Seite an und las in dessen Blicken, daß dieser ihn zum mindesten zum Teufel wünschte. ‚Wenn ich von Haus aus nicht so dickfellig wäre,' dachte der Gardestern, ‚dann würde ich deinen freundlichen Wink verstehen und spurlos von der Erdoberfläche verschwinden — so aber bleibe ich. Im gesellschaftlichen Verkehr gibt es keine Vorgesetzten und keine Untergebenen, da sind wir alle gleichberechtigt, da sind wir nur Kameraden, und unter Kameraden ist es nach

dem alten Wort ja ganz egal, wer die Braut heimführt. Zwar trage ich mich noch keineswegs mit Heiratsgedanken, aber was heute nicht ist, kann vielleicht noch werden.‘

So schloß er sich ihnen an, und während Hauptmann von Böhme an der linken Seite von Fräulein Panchita ging, ging er zu ihrer rechten. Er tat, als merke er es gar nicht, wie überflüssig er nach der Ansicht seines Hauptmanns hier sei, und ließ sich absolut nicht aus seiner Ruhe und Gelassenheit herausbringen.

Der Hauptmann zermarterte sich unterdes den Kopf und suchte nach einem Vorwand, seinen Leutnant wieder fortschicken zu können. Das war ja geradezu unerhört, wie der sich an Fräulein Panchita herandrängte und ihre Gesellschaft aufsuchte, das war ja mehr als zudringlich. In der denkbar besten Laune war er zum Konzert gegangen, in einer schrecklichen Stimmung kam er schließlich, als die drei bei der Stadt sich voneinander verabschiedet hatten, zu Hause wieder an, und sein Bursche wußte nicht, fluchte sein Herr heute ganz nach seiner alten Weise, weil er nicht mehr verliebt war, oder weil er immer noch verliebt war? Irgend etwas mußte mit seinem Gebieter heute in Unordnung sein; in so schlechter Laune hatte er ihn seit Wochen nicht gesehen. Und als er ihm unaufgefordert die Flasche Apfelwein auf den Tisch

stellte, wäre sie ihm beinahe an den Kopf geflogen, auf der Erde lag sie jedenfalls, und der Inhalt tränkte den Teppich.

Der Bursche wollte sich bücken, um den Schaden wieder gut zu machen, aber ein „Rrrrraus!“ drang an sein Ohr, und dieses „Raus!“ klang so energisch, daß er so schnell wie möglich die Stube verließ und in seine Kammer floh; vorsichtig riegelte er sogar die Tür hinter sich ab. Viel Zweck hatte das ja allerdings nicht, denn wenn sein Hauptmann rief, mußte er doch die Tür gleich wieder aufmachen.

Hauptmann von Böhme saß mit übereinandergeschlagenen Beinen in seinem Lehnstuhl und starrte vor sich hin; liebte Panchita ihn? Nein — nein! Nicht einmal sein Gedicht hatte sie auswendig gelernt, und wenn sie ihn liebte, hätte sie es sicher getan, selbst wenn sie seine Verse noch so schlecht gefunden hätte. Was zwei Menschen, die sich lieb haben, einander sagen, ist ja ganz gleichgültig, sie sind schon glücklich, wenn sie sich nur sehen, sie lesen immer und immer wieder die Zeilen, die sie sich sandten, und wenn der Inhalt auch noch so unbedeutend ist, sie lesen sie, bis sie sie auswendig wissen. Nein, nein, Panchita liebte ihn nicht, und doch — er hatte in ihrem Gesicht gelesen, als er das Gedicht rezitierte, sicher hätten ihre Mienen nicht so lebhaft gespielt, wenn sie gar nichts für ihn empfände.

Und sicher hätte er, auch ohne sie direkt zu fragen, Gewißheit erlangt, wie sie über ihn dächte, wenn der Gardestern nicht erschienen wäre. Mußte der denn die Tasche gleich abgeben, konnte er damit nicht warten? Panchita hatte sie doch noch gar nicht vermißt, nach einer Stunde hätte sie ihr Eigentum auch noch früh genug zurückerhalten.

O dieser Gardestern! Dienstlich leistete er eigentlich gar nichts, erst gestern war er bei dem Parademarsch wieder nicht vor der Mitte seiner Abteilung gewesen, und außerdienstlich spielte er den großen Herrn, mischte sich in Sachen, die ihn nichts angingen, spielte den liebenswürdigen Schwerenöter und den Courmacher par excellence. Das ging nicht so weiter, erst kam der Dienst, dann erst das Hofmachen, er würde ihm mehr Dienst ansetzen, ihm Veranlassung und Gelegenheit geben, sich fortan auch zu Hause mehr zu beschäftigen und nicht so viel herumzuflirten. Vor allen Dingen aber wollte er dafür sorgen, daß Herr von Stern nicht bei dem nächsten Konzert wieder den ganzen Nachmittag neben Panchita saß, das würde er schon so einzurichten wissen; er setzte seinem Leutnant einfach eine Instruktionsstunde an, dann war der kaltgestellt und er der alleinige Herr. Dann mußte sich ja entscheiden, woran er war.

Und bei diesem Gedanken erfüllte ihn frohe Zuversicht, und die hohe weiße Stirn, die bis dahin in

tiefen Falten gelegen hatte, glättete sich mehr und mehr. Ja, ja, zu den Konzerten ging Herr von Stern nicht wieder, dafür wollte er schon sorgen. Aber mit einem Male kamen ihm Zweifel, ob es recht sei, in dieser Art und Weise seine Macht auszunutzen, und eigentlich schämte er sich, daß er zu diesen Mitteln griff, um seinen Rivalen kaltzustellen; denn ein Rivale war der Stern, darüber täuschte er sich nicht, er hatte die beiden heute zu scharf beobachtet, und die Eifersucht hatte ihn gepackt. Er war eifersüchtig auf seinen Leutnant, der Vorgesetzte war eifersüchtig auf seinen Untergebenen. Das war ja eigentlich mehr als lächerlich. Fürchtete er wirklich dessen Konkurrenz? Nein, er war sich seiner selbst bewußt, er brauchte niemand zu fürchten, niemand, aber Instruktionsstunde wollte er dem Gardestern doch lieber für den nächsten Konzerttag ansetzen. Das war doch immerhin besser. Es mußte doch auch für Fräulein Panchita unangenehm sein, mit ihnen beiden zusammen zu sein. Ja, ja, auch schon ihretwegen mußte Stern dienstlich beschäftigt werden.

Und nachdem er so seine letzten Bedenken verscheucht hatte, schwand auch die letzte Falte von seiner Stirn dahin, und mit seiner Stentorstimme rief er nach seinem Burschen.

Der saß, als der Ruf nach ihm ertönte, in seiner Stube und las den Brief noch einmal durch, den er

an seine Heißgeliebte geschrieben hatte, und der da lautete: „Mein lieber Schatz! Ich weiß nicht, was das heute mit meinem Ollen ist, so kenne selbst ich ihn nicht, er muß entweder gar nicht oder bannig verliebt sein. Sei Du man morgen abend pünktlich, denn wenn mein Hauptmann morgen abend um neun aus dem Kasino, wo sie eine Besprechung haben, nach Haus kommt, muß ich wieder zu Haus sein. Und bring mir ja die Wurst mit, meine ist schon seit drei Tagen ganz alle, und wenn Du einen Topf mit Honig klemmen könntest, dann würde ich Dir sehr lieben, denn Honig ist ja gewissermaßen mein National- und Magengericht. Zigarren habe ich auch nicht mehr, und da mein Hauptmann gar nicht raucht, ist das doppelt traurig, aber von den ganz guten mit der Bauchbinde brauchst Du mir keine mitzubringen, die andern tun es auch, und an fünfundzwanzig habe ich erst mal genug, Du kannst sie ja aus zwei Kisten nehmen, da fällt das nicht so auf. Ich muß mir mal wieder mit dem Tabak trösten, mein Hauptmann ist ja ein guter Mann, aber seitdem er verliebt ist, ist nicht viel mit ihm los. Dich grüßt und küßt Dein Friedrich."

„Friedrich!" ertönte in diesem Augenblick zum zweitenmal der Ruf, und schnell sprang der nun auf. Er schob den Brief in die Tischschublade, riegelte die Tür auf und trat gleich darauf bei seinem Hauptmann in das Zimmer.

„Friedrich," sagte der Hauptmann, „gib mir meine Sachen her, den Hausanzug, ich will mich umkleiden, und wenn ich vorhin heftig mit dir war, so war das nicht böse gemeint, komm, gib mir die Hand."

Friedrich war über das Benehmen seines Herrn ganz gerührt, und als er wieder in seinem Zimmer saß, holte er den Brief hervor und schrieb als Nachsatz: „Denk Dir man bloß, er hat eben um Pardon gebeten, und ich habe ihm auch Pardon gegeben — man merkt es doch, daß er ein gutes Herz hat, er ist gar nicht so, wie er ist." Dann wollte er die Feder zur Seite legen, aber im letzten Augenblick tauchte er sie doch noch einmal ein und schrieb: „Vergiß man bloß den Honig nicht, mein Hauptmann mag ihn auch so gerne, und ich sag', ich hätte ihn von zu Haus. So kann ich mir gleich für das Pardon revanchieren, dann sind wir quitt."

Und nachdem er die Adresse geschrieben hatte, verließ er das Zimmer und eilte über die Straße, um den Brief in den Kasten zu werfen.

Achtes Kapitel

Hauptmann von Schuben exerzierte mit seiner Kompagnie auf dem großen Exerzierplatz, auf dem sich auch verschiedene andre Kompagnien eingefunden

hatten. Eine jede exerzierte für sich, aber über alle wachte der Herr Oberst, der auf dem Platz spazieren ritt, dem Dienst aber sehr genau zusah und hin und wieder, wenn ihm etwas nicht gefiel, zu der einen oder andern Kompagnie hinritt, um gleich zur Sprache zu bringen, was ihm aufgefallen war. Und ihm fiel heute sehr viel auf — bald mußte sein Gaul im Galopp zu der einen, bald zu der andern Kompagnie rasen, und auf dem rasenden Pferd raste der Herr Oberst. Der befand sich heute in einer miserablen Stimmung. Schon als er den Kompagnien auf dem Marsch zum Platze begegnete, hatte er viel an ihnen auszusetzen gehabt, bei der einen war die Gewehrhaltung miserabel, bei der andern war nicht die Spur vom Vordermann, bei der dritten war keine Seitenrichtung, und auf dem Platz, wo das Exerzieren begann, war erst recht alles falsch.

‚Was der Oberst heute wohl nur haben mag?‘ dachten die Offiziere. So kannten sie ihn gar nicht. Selbst die erste Kompagnie, die sonst immer die strammste und die beste war, bekam heute nichts als Tadel zu hören: „Schlapp, schlapp, ganz miserabel schlapp!“ rief der Herr Oberst ein paarmal, als die Leute an ihm vorbeimarschierten. „Herr Hauptmann von Böhme, bringen Sie mir Zug in die Kolonne, Zug, Schneid, Murr. Ihre Leute bummeln, Ihre Unteroffiziere bummeln, und Ihre Herren Leutnants

bummeln auch. Herr Leutnant von Stern, höher die Beine, das ist kein Parademarsch, was Sie da machen, das ist ein Totenmarsch, und so weit sind wir noch nicht."

Hauptmann von Böhme steckte den Tadel ruhig ein, er gab ihn nicht wie sonst mit Zins und Zinseszins weiter, er war gerecht genug, einzusehen, daß seine Leute ihre Sache ebensogut gemacht hatten wie sonst, aber um wenigstens so zu tun, als ob der Vorwurf gerechtfertigt gewesen sei, um auch nur den Schein zu vermeiden, als habe der Oberst lediglich seiner schlechten Laune freien Lauf gelassen und nicht seiner festen Ueberzeugung Ausdruck gegeben, rief er in die Kompagnie hinein: „Ich verbitte mir jede Bummelei — höher die Beine!"

Und die Beine flogen, und der Gardestern insonderheit warf seine Beine in die Höhe, so hoch er nur irgend konnte. Uebertrieben gut war das Verhältnis zwischen ihm und seinem Hauptmann nie gewesen, aber seit dem letzten Konzert war es noch schlechter als sonst; er konnte dem Vorgesetzten gar nichts recht machen, es gelang ihm nie, seine Sache so gut zu machen, daß er Lob erntete. Ihn persönlich ließ das allerdings ganz kalt, denn wie immer tröstete er sich damit, daß seine Stunde doch noch kommen würde, aber einem direkten Befehl mußte er dennoch nachkommen, auch wenn der Befehl nach

seiner Ansicht Unsinn war. So wirbelte er jetzt mit seinen Beinen in der Luft herum und schleuderte sie so hoch von sich, wie er nur irgend konnte.

„Nicht zu hoch, Herr Leutnant von Stern, nicht zu hoch die Beine," erklang die Stimme des Vorgesetzten.

‚Na ja also,' dachte der Gardestern, ‚da haben wir's ja. Erst war's nicht hoch genug, nun ist es wieder zu hoch, und nach fünf Minuten wird es wieder heißen: „Höher die Beine." Mir soll's recht sein, ich bin vor den höchsten Fürstlichkeiten im Parademarsch vorbeimarschiert, ohne jemals getadelt zu werden. Aber hier sind meine Leistungen natürlich auch in dieser Hinsicht nichts wert. Na, es wird alles schon werden.'

Die einzige Kompagnie, zu der der Herr Oberst überhaupt nicht hinritt, die heute für ihn überhaupt gar nicht zu existieren schien, war die Königliche fünfte, und vergebens sah Hauptmann von Schuben sich ein paarmal nach seinem Kommandeur um. Die Kompagnie hatte heute entschieden nicht ihren guten Tag, der Tritt rauschte, die Richtung konnte viel, viel besser sein, und als er jetzt einen Sturmangriff machen ließ und das Kommando: „Zum Sturm, Gewehr rechts!" abgab, kamen die Gewehre so schlapp herunter, daß es eigentlich ein Skandal war.

Aber der Oberst kam trotzdem nicht, und gesehen haben mußte er den Griff.

Und der Kommandeur hatte ihn auch gesehen, aber trotzdem kam kein Wort des Tadels über seine Lippen, ja, als die Kompagnie nun im Sturmschritt dicht in seine Nähe kam, rief er sogar ganz laut: „Gut, Herr Hauptmann, sehr gut.“

Hauptmann von Schuden salutierte mit dem Degen, aber er konnte sich dieses Lob ebensowenig erklären wie den bisher unterbliebenen Tadel. ‚Was hat der Oberst nur?‘ fragte er sich. ‚Ist sein Benehmen gegen mich Absicht oder Zufall?‘

Und es schien wirklich Absicht zu sein, denn die fünfte Kompagnie blieb den ganzen Vormittag die beste, und als zum Schluß des Exerzierens der Herr Oberst die Kompagnien im Parademarsch an sich vorbeimarschieren ließ, erntete die fünfte wieder die höchste Anerkennung. Und auf dem Rückweg zur Kaserne ritt plötzlich der Herr Oberst an Herrn von Schuden heran, reichte ihm die Hand, sprach ein paar freundliche Worte mit ihm, gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß seine Frau sich so schnell ganz wieder erholt habe, und ritt dann davon, nachdem er noch gebeten hatte, ihn zu Haus seiner Frau zu empfehlen.

Hauptmann von Schuden war kein Streber, dazu war er eine viel zu freie, offene Natur, die sich schon in seinem ganzen Wesen, in seinem frischen Gesicht ausdrückte, trotzdem aber freute ihn das Lob, das der Vorgesetzte ihm gespendet hatte, und die Anteilnahme,

die er an dem Wohlergehen seiner kleinen Frau nahm. Seine Frau liebte er über alles, und er war jedem zugetan, der gegen seine Frau freundlich war. So kam er in der fröhlichsten Stimmung nach Haus. aber dort harrte seiner eine große Ueberraschung. Anstatt seine kleine Frau, wie er es so liebte, im Kreis der Kinder vorzufinden, lag sie in ihrem Schlafzimmer auf dem Bett und weinte die bittersten Tränen. Besorgt trat er an sie heran: „Bist du nicht wohl, Hedwig? Soll ich zum Arzt schicken?“

„Nein, nein,“ schluchzte sie, „laß nur, mir fehlt nichts.“

„Aber was hast du denn?“ fragte er. „Hat die Strauß dich wieder geärgert? Errege dich doch nicht darüber, in der nächsten Woche geht sie ja doch fort.“

„Das ist es ja doch alles nicht,“ sagte sie, während er sich über sie gebeugt hatte und nun ihre Tränen zu trocknen versuchte.

Trotz ihres Sträubens hob er sie zu sich empor und schlang seine Arme um ihren Hals. „Na, was ist es denn?“ fragte er mit zärtlicher Stimme. „Hast du nur deshalb so schöne Augen, damit du sie immer mit deinen Tränen netzen sollst? Arme kleine Frau, ich möchte wohl, ich könnte es dir manchmal anders geben, — na, vielleicht erbarmt sich bei einer Lotterie doch noch einmal ein Waisenknabe unsrer und schüttet

uns sein goldenes Füllhorn in den Schoß. Nun aber sag, was gibt es?"

„Denk dir nur," sagte sie, ihrem Gatten zuliebe die Tränen niederkämpfend, „denk dir nur, Fritz, die Frau Oberst gibt heute nachmittag einen Kaffee."

„Und da weißt du natürlich nicht, was du anziehen sollst, weil du deine Garderobe noch nicht wieder in Ordnung hast," sagte er halb ernsthaft, halb scherzend. „Das ist allerdings sehr traurig, aber es ist doch immer noch kein Grund, so zu weinen. Wenn wir gemeinsam diesen schwierigen Punkt beraten, werden wir schon etwas finden."

Während er sie zu trösten und zu beruhigen versuchte, saß sie, von seinen Armen gestützt, aufrecht im Bett, und nagte mit ihren Zähnen erregt an ihrem Taschentuch.

„Wenn es weiter nichts wäre," sagte sie endlich, „dann würde ich sicher keine einzige Träne vergossen haben. Der schwarze Rock mit der seidenen roten Bluse, die du mir neulich geschenkt hast, ginge sehr, sehr gut, du sagst ja immer, das stände mir am besten von allen meinen Kleidern."

„Tut es auch," stimmte er ihr bei, „warum willst du es denn heute nicht anziehen?"

Ihre Augen füllten sich von neuem mit Tränen: „Aber ich bin doch gar nicht eingeladen," schluchzte sie endlich.

„Hedwig, Mädel, sei doch verständig,“ bat er, „ich verstehe dich gar nicht, wie kannst du nur darüber weinen, freue dich doch lieber. Ich habe heute nachmittag keinen Dienst, da machen wir einen schönen Spaziergang, und die beiden ältesten Jungens können uns begleiten. Das ist doch viel, viel schöner als bei der Frau Oberst Kaffee trinken.“

„Das schon, das schon,“ stimmte ihm Frau Hedwig bei, „aber sie hat alle Damen eingeladen, alle, alle, nur mich nicht.“

„Das ist allerdings sonderbar,“ erwiderte er, aber dann setzte er gleich hinzu: „Sie wird noch nicht wissen, daß du schon wieder ausgehst.“

„Doch weiß sie das,“ sagte Frau Hedwig, „ich bin ja schon bei ihr gewesen, um ihr für ihren Krankenbesuch zu danken. Nein, die Sache liegt ganz anders, sie hat mich absichtlich nicht eingeladen.“

Er sah sie verständnislos an: „Aber Hedwig, wie kommst du nur darauf? Was sollte Frau von Bothmer wohl gegen dich haben? Noch vor einer Stunde hat der Oberst sich so angelegentlich nach dir erkundigt, daß seine Anteilnahme mich herzlich erfreute, und nun sagst du, daß seine Frau dich absichtlich nicht eingeladen hat. Wie kannst du nur so mißtrauisch sein?“

„Ich bin gar nicht mißtrauisch,“ fuhr seine Frau mit einer ihm an ihr ganz fremden Heftigkeit auf,

„ich weiß ganz genau, was ich sage, und es ist so, wie ich sage. Vorhin war Frau von Bernstein bei mir; die hat ja eine spitze Zunge und ist ja glücklich, wenn sie einem Menschen etwas Unfreundliches sagen kann. Und die war nur gekommen, um mir, wie sie sich ausdrückte, schonend beizubringen, daß die Frau Oberst mich absichtlich nicht eingeladen hat, weil Luise immer noch bei uns im Hause ist. Frau von Bothmer hat öffentlich erklärt, von einem gesellschaftlichen Verkehr könne erst dann wieder die Rede sein, wenn ich Luise entlassen hätte. Daß ich das noch nicht getan, ihre Bitte, die sie in dieser Hinsicht an mich gerichtet, noch nicht erfüllt hätte, nehme sie als persönliche Beleidigung."

Hauptmann von Schuben war aufgesprungen und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Das ist stark," sagte er, „das ist sogar mehr als stark, darauf war ich nicht vorbereitet, das ist unerhört."

Daß er ihr beistimmte, ließ sie von neuem in Tränen ausbrechen.

„Nicht wahr?" schluchzte sie, „es ist unerhört — denk nur, was werden die andern dazu sagen! Natürlich wird in allen Familien über nichts andres gesprochen werden, heute abend weiß es die ganze Stadt, ich bin einfach lächerlich gemacht, meine ganze Stellung ist erschüttert. Ich habe mich so lange allen Gesellschaften fernhalten müssen, und nun, wo ich

endlich so weit bin, daß ich wieder ausgehen kann, werde ich nicht eingeladen, da werde ich gewissermaßen boykottiert, — es ist zu entsetzlich."

Er mußte über den klagenden Ton ihrer Stimme unwillkürlich auflachen, dann sagte er: „Na, na, Hedwig, beruhige dich nur, ganz so schlimm ist es doch nicht, und am Leben brauchst du deshalb noch nicht zu verzagen. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird, und es sind schon größere Streitfragen friedlich geschlichtet worden." Dann aber wurde er wieder ernsthaft: „Daß du dir das nicht bieten lassen kannst, ist ja klar, und selbst wenn du um des lieben Friedens willen die Sache vielleicht auf sich beruhen lassen wolltest, so will ich das nicht. Irgend etwas muß in der Angelegenheit geschehen, und zwar gleich. Die beste Lösung wäre, du gingest ganz einfach heute nachmittag zu dem Kaffee hin und tätest, als ob sie dich nur versehentlich nicht eingeladen hätte — die Tür kann sie dir doch nicht weisen, und wenn du dich dann ganz unbefangen benimmst, trägst du einen glänzenden Sieg davon."

Im Grunde ihres Herzens stimmte Frau Hedwig ihrem Mann bei, das klügste wäre es ja schon, wenn sie seinen Rat befolgte, aber was er da von ihr verlangte, war ja doch etwas so Ungeheuerliches, daß sie fühlte, es fehle ihr an dem nötigen Mut.

„Dann wirst du jetzt Frau von Bothmer sogleich

einen Brief schicken, den ich dir aufsetzen werde," sagte er, nachdem sie erklärt hatte, sie getraue sich nicht, ungeladen zum Kaffee zu gehen, „und in diesem Brief wirst du sie sehr höflich, aber auch sehr energisch und sehr bestimmt ersuchen, die bis zu dieser Stunde absichtlich unterlassene Einladung bis heute nachmittag um drei Uhr nachzuholen, widrigenfalls du sie für die Folgen ihres Benehmens verantwortlich machtest. Paß auf, das zieht. Wenn sie sieht, daß du Ernst machst, daß du dir ihr Benehmen nicht gefallen läßt, gibt sie nach, darauf gehe ich jede Wette ein."

Aber seine Frau widersprach auch dieses Mal. „Du magst ja recht haben mit dem, was du sagst, Fritz, aber ich bitte dich, laß mich aus dem Spiel. Vielleicht finde ich eine Dame, die zwischen uns beiden vermittelt, aber ich selbst möchte nicht die Initiative zur Schlichtung des Streites ergreifen."

„Dann tue ich es," sagte er fest und bestimmt, „du bist meine Frau, und wenn man dich beleidigt, beleidigt man auch mich. Ich selbst aber stecke keine Kränkung ein, von keinem Menschen, selbst nicht von Frau von Bothmer. Ich werde sofort zu ihr gehen, oder noch besser, ich gehe zu ihm: als Mann muß er für das, was seine Frau tut, eintreten, und ich bin sicher, er wird mir beistimmen, das Verhalten seiner Gattin mißbilligen, wenn ich ihm erzähle, was vorliegt, und dir volle Genugtuung zuteil werden lassen."

„Wolltest du das wirklich für mich tun?“ fragte sie erfreut. Sie war so stolz auf ihren Mann, der so mutig für sie eintrat, und mit leuchtendem Auge blickte sie zu ihm auf. Dann aber wurden doch Bedenken in ihr wach: „Wenn der Oberst nun aber auf der Seite seiner Frau steht?“ fragte sie. „Wenn er dir dein Kommen übelnimmt, wenn er dir vielleicht unfreundlich begegnet, wenn du später dienstlichen Aerger davon hast — nein, nein, laß es lieber, für deine Karriere ist doch die Hauptsache, daß du dich gut mit deinem Oberst stehst.“

„Nein,“ widersprach er ihr, „die Hauptsache ist, daß ich mir von keinem Menschen an den Wagen fahren lasse, von keinem Menschen, alles andre ist Nebensache. Wer sich alles bieten läßt, bringt es nie zu etwas. Bitte, ruf Bruhns, ich will mich gleich umziehen, wo ist er?“

„Er spielt mit den Kindern,“ gab Frau Hedwig zur Antwort, „die Strauß wollte zur Stadt, das Mädchen wäscht die Kindersachen, ich selbst war nicht imstande, mich mit den Kleinen zu beschäftigen, Luise kocht, da bat ich Bruhns.“

„Er hat ja auch sonst nichts zu tun,“ sagte der Hauptmann. „Seitdem wir nun endlich unsern neuen Regiments-Pferdestall fertig und dort alle Pferde untergestellt haben, die von besonderen Ordonnanzen bedient werden, hat er ja eigentlich sehr viel freie

Zeit, und ich habe schon darüber nachgedacht, ob wir unter diesen Umständen nicht ein Mädchen entlassen können. Luise aber natürlich nicht, sonst sieht es ja aus, als ob wir nachgeben, aber vielleicht können wir das Stubenmädchen entbehren."

Doch seine Frau widersprach: „Es geht nicht, Fritz, es geht nicht, ich habe auch schon darüber nachgedacht, und wenn wir das Geld sparen könnten, täte ich es gewiß, aber die Kinder machen zu viel Arbeit, und mit einem Mädchen ist es absolut unmöglich. Das kann nicht gleichzeitig kochen und alle Wäsche besorgen, und ich selbst fühle mich auch noch nicht wieder stark genug, um schon ordentlich mitarbeiten zu können. Die Strauß geht ja nun auch fort; so teuer es ist, vorläufig wenigstens muß alles so bleiben."

„Das kannst ja du allein richtiger beurteilen," erwiderte er, dann ging er in die Kinderstube, um den Burschen zu rufen, damit er ihm beim Umkleiden behilflich wäre. Als er die Zimmertür öffnete, lag Bruhns der Länge nach auf der Erde, und auf ihm kletterten die drei Aeltesten herum — er hatte die Beine senkrecht hingestellt, und auf diesen machten die zwei Aeltesten Turnübungen, während der dritte auf Bruhns herumkrabbelte, bald auf seinen Bauch und bald auf sein Gesicht trat. Und daß dies allen sehr gut gefiel, bewies das Lachen und Jauchzen der Kinder und Bruhns vergnügtes Gesicht.

So entstand denn jetzt ein mordsmäßiges Geschrei, als Bruhns sich anschickte, sich zu erheben, um seinem Herrn zu helfen. Alle schrien um die Wette, und sie beruhigten sich erst, nachdem er ihnen versprochen hatte, gleich wieder zu kommen. So jung und klein sie auch noch waren, das wußten sie doch, wenn Bruhns ihnen etwas versprach, dann hielt er es auch.

Eine kleine Viertelstunde später ging Herr von Schuden zur Kaserne. Nach reiflicher Ueberlegung war er zu dem Entschluß gekommen, den Oberst erst in der Kaserne aufzusuchen, dadurch gab er der Angelegenheit einen dienstlichen Anstrich, dadurch zeigte er, wie er die seiner Frau zugefügte Kränkung nahm — nur dann, wenn der Kommandeur bereits nach Haus gegangen war, wollte er ihn in seiner Privatwohnung aufsuchen.

Aber der Oberst saß noch in seinem Regimentsbureau und regierte. Als Hauptmann von Schuden sich bei ihm melden ließ, bekam er einen förmlichen Schrecken. Er wußte, was diesen zu ihm führte. Als seine Frau ihm gestern abend ihren festen Entschluß, Frau von Schuden nicht einzuladen, mitteilte, war es zwischen den beiden Ehegatten zu einer heftigen Szene gekommen. Er hatte ihr klar zu machen versucht, welche Kränkung sie der kleinen Frau, die wahrhaftig wenig genug Freude am Leben habe, zufügte; er hatte gebeten, sie einzuladen, er hatte es

ihr befohlen, er hatte ihr verboten, sonst überhaupt den Kaffee zu geben, aber alles war vergebens gewesen. Sein Regiment zitterte vor ihm, aber zu Haus hatte er nichts zu sagen, gar nichts. Vor einigen Jahren hatte seine Frau eine schwere Krankheit durchgemacht, und danach war es noch schlimmer geworden, als es früher schon gewesen war; ihre Nerven blieben angegriffen, sie blieb nervös, der geringste Widerspruch rief eine große Erregung hervor. So hatte er zu Anfang, auch auf Anraten des Arztes, zu allem Ja und Amen gesagt, aber als seine Frau dann wieder genesen, da war der letzte Rest seiner Autorität zum Teufel gewesen. Sie war es so gewöhnt geworden, daß alles nach ihrem Willen ging, daß sie nun erst recht keinen Widerspruch mehr duldete. Ganz gesund war sie nach Aussage des Arztes auch heute noch nicht, und daran lag es wohl mit, daß sie nicht nur so erbarmungslos das Zepter schwang, sondern es auch gar nicht verheimlichte, daß sie es tat. Der Oberst litt zuweilen sehr schwer unter den häuslichen Verhältnissen, und oft schüttete er seinem Etatsmäßigen und seinem Adjutanten sein Herz aus. Auch heute morgen hatte er mit Baumann gesprochen, daß er die Einladung der Frau von Schuben nicht habe durchsetzen können, und diese Tatsache hatte ihm am Vormittag seine gute Laune verdorben, deshalb war er so ingrimmig und in seinem Ingrimm so ungerecht

gewesen. Daß er ungerecht gewesen war, sah er selbst ein, aber er hatte seine schlechte Laune irgendwie auslassen müssen, und deshalb hatte er allen eine Unfreundlichkeit gesagt, nur nicht Herrn von Schuden, den hatte er sogar über Gebühr gelobt, einmal, weil er dem stets, wo er es nur immer konnte, ein Wort der Anerkennung und Aufmunterung zollte, dann aber auch, weil er, obgleich er sein möglichstes getan hatte, das Unglück zu verhüten, ihm gegenüber doch ein schlechtes Gewissen besaß. Er hatte getan, was er konnte, um durch persönliche Liebenswürdigkeit wenigstens bei Herrn von Schuden den Verdacht zu zerstören, daß es sich tatsächlich um eine absichtliche Kränkung handelte. Nun hatte es doch nichts geholfen, Herr von Schuden stand im Vorzimmer und wartete darauf, vorgelassen zu werden. Der Oberst murmelte ingrimmig einige Worte vor sich hin, die kein Mensch verstand, und von denen er wohl selbst nicht wußte, was sie zu bedeuten hatten, dann sagte er: „Ich lasse bitten."

Gleich darauf trat Herr von Schuden ins Zimmer, und mit Schrecken sah der Kommandeur, daß der Hauptmann den Helm in der Hand hielt, also ganz dienstlich, sonst wäre er doch in Mütze gekommen. Und ebenfalls mit nicht geringem Schrecken bemerkte der Vorgesetzte die ruhige, feste Entschlossenheit, die aus den Zügen seines Untergebenen sprach. Der

Mann gefiel ihm, so wie er da vor ihm stand, und daß er sofort kam und die seiner Frau zugefügte Kränkung auch nicht eine Stunde ruhig hinnahm, gefiel ihm erst recht. Er selbst hätte in solchem Falle ebenso gehandelt, und das ist die höchste Anerkennung, die ein Vorgesetzter einem Untergebenen zollen kann.

„Ich bitte ganz gehorsamst, den Herrn Oberst einige Minuten unter vier Augen sprechen zu dürfen," nahm Herr von Schuden jetzt das Wort.

Die Sache wurde immer ernster, der Kommandeur sah ein, hier gab es nur eins, er mußte wenigstens den Versuch machen, die Sache so harmlos wie nur möglich hinzustellen; vielleicht gelang es ihm auch, der Streitfrage einen humoristischen Anstrich zu geben. So sagte er denn heiter: „Muß das sein? Ich weiß, was Sie zu mir führt, Baumann ist auch davon unterrichtet."

„Ich muß trotzdem darum bitten, Herr Oberst," klang es sehr bestimmt zurück. Der Oberst seufzte schwer auf: „Na, Baumann, dann tun Sie mir den Gefallen und verschwinden Sie für einige Minuten." Und fast mit neidischen Blicken sah er seinem Adjutanten nach, als dieser nun das Zimmer verließ, am liebsten wäre er selbst hinausgegangen. Ihm war die ganze Sache mehr als peinlich, und er sah keinen Ausweg, sie beizulegen.

„Endlich allein," versuchte der Herr Oberst zu scherzen, als sich die Tür hinter Baumann geschlossen hatte, aber auch dieser Witz prallte spurlos an seinem Untergebenen ab: keine Miene zuckte in dessen Gesicht.

„Na, Herr von Schuden, nun stehen Sie zunächst bequem," begann der Kommandeur, „oder noch besser, nehmen Sie Platz. Im Sitzen plaudert es sich besser als im Stehen, und ich glaube, wir kommen viel schneller zum Ziel, wenn wir ruhig über die Angelegenheit plaudern, als wenn wir sie streng dienstlich in kurzer Rede und Gegenrede behandeln. Bitte, nehmen Sie Platz."

Und Herrn von Schuden blieb nichts weiter übrig, als dieser Aufforderung nachzukommen.

„Gott sei Dank", sagte der Herr Oberst, eigentlich etwas gegen seinen Willen, als sein Hauptmann Platz genommen hatte, „Gott sei Dank, so weit sind wir."

Er hatte im stillen nicht geglaubt, daß der Untergebene sich hinsetzen würde — damit, daß er saß, war die Sache schon in ein ruhigeres Fahrwasser gelenkt. Das sah auch Herr von Schuden, wenngleich etwas zu spät, ein, er machte den Versuch, wieder aufzustehen, aber der Oberst sprang auf und drückte ihn wieder auf den Stuhl zurück: „Nein, nun bleiben Sie ruhig sitzen," bat er, „und nun sagen Sie mir, was wollen Sie, daß ich tue."

„Darf ich voraussetzen, daß der Herr Oberst auch

wirklich wissen, was mich hierherführt?" fragte Herr von Schuben. „Es handelt sich um eine meiner Frau zugefügte Kränkung, es handelt sich um die Tatsache, daß meine Frau absichtlich —"

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn der Kommandeur, „und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß mir die Sache mehr als peinlich ist, mehr als peinlich. Und daß gerade Ihrer armen kleinen Frau diese Kränkung widerfahren muß, bedaure ich auf das lebhafteste. Sie wissen, welche Gefühle der Hochschätzung und aufrichtigen Verehrung ich für Ihre Frau Gemahlin empfinde, die in jeder Hinsicht vielen andern Damen des Regiments zum Vorbild dienen könnte."

Der Oberst schwieg. Was er da sagte, war seine gewissenhafte Ueberzeugung. Er hatte die kleine Frau, die sich so brav, so redlich und so fleißig durch das Leben schlug, sehr in sein Herz geschlossen, und schon lange versuchte er, ohne daß Schuben etwas davon wußte, eine Verbesserung der finanziellen Lage des Ehepaares durch ein Kommando zu erlangen.

„Der Herr Oberst sind sehr liebenswürdig," entgegnete Herr von Schuben, „und meine Frau wird sich sehr freuen, wenn ich ihr die gütigen und anerkennenden Worte des Herrn Oberst wieder erzähle, aber damit ist der Vorfall doch noch nicht erledigt."

„Das weiß ich, das weiß ich," rief der Herr

Oberst erregt, und nach einer langen Pause, während der er anscheinend vergeblich darüber nachgedacht hatte, wie die Streitaxt begraben werden könnte, sagte er: „O, wäre Luise doch nie geboren!“

Unwillkürlich mußte Herr von Schuben lachen, und lustig erwiderte er: „Aber sie kocht doch sehr gut, Herr Oberst.“

„Erinnern Sie mich nicht daran,“ fuhr der Oberst auf, „glauben Sie etwa, daß ich Luise nicht entbehre? Jeden Tag sehne ich mich dreimal nach ihr: morgens, mittags und abends. Trotzdem aber gönne ich sie Ihnen, oder richtiger gesagt, Ihrer sehr verehrten Frau Gemahlin. Ja, kochen kann sie,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während ein leises, glückliches Lächeln, das der Erinnerung an schöne, selige Stunden galt, seinen Mund umspielte. „Hat sie Ihnen schon einmal gefüllte Sellerie gemacht? Das ist ihre Spezialität — sie hat für die Fleischfüllung ein Rezept, um das der Leibkoch Seiner Majestät sie beneiden könnte. Und die Saucen, die sie machte, das waren doch noch Saucen, jetzt bekomme ich gar keine mehr zu sehen.“

Der Herr Oberst vergaß anscheinend vollständig, was seinen Hauptmann hierhergeführt hatte, er schnalzte in der Erinnerung an Luisens Kochkunst mit der Zunge, und noch einmal sagte er mit dem Brustton tiefinnerster Ueberzeugung: „Ja, kochen kann sie, das

muß selbst meine Frau ihr lassen.“ Wieder schwieg er eine kleine Weile, dann fragte er ganz plötzlich und unvermittelt: „Und entlassen wollen Sie die Luise nicht?“

„Nein, Herr Oberst,“ klang es fest und bestimmt zurück.

„Ich tät's ja an Ihrer Stelle auch nicht,“ sagte der Oberst, „aber um des lieben Friedens willen mußte ich Ihnen doch wenigstens den Vorschlag machen. Daß Sie nicht darauf eingehen würden, habe ich meiner Frau gestern abend gleich erklärt.“

Wieder herrschte tiefes Schweigen.

„Und was meinen Sie, daß nun werden soll?“ fragte der Kommandeur.

„Ich muß darauf bestehen, Herr Oberst,“ gab Herr von Schuden zur Antwort, „daß Ihre sehr verehrte Frau Gemahlin entweder meine Frau noch zu dem heutigen Kaffee einladet, oder daß sie diese wenigstens morgen in Gegenwart der andern Damen, oder zum allerwenigsten schriftlich, um Verzeihung bittet.“

Eine andre Antwort hatte der Kommandeur gar nicht erwartet, er selbst würde an Stelle des Herrn von Schuden dasselbe gefordert haben, aber trotzdem hatte er im stillen gehofft, daß der andre weniger verlangen würde. Wie sollte er das nur durchsetzen, was der andre da so ruhig forderte? Das

zu erreichen war ja gar nicht möglich — bei jeder andern Frau, ja, aber bei seiner eignen — nie und nimmermehr.

So seufzte er denn schwer auf, er dachte an die Szenen, die sich gestern zu Haus abgespielt hatten, und ganz vergessend, daß sein Hauptmann ihm gegenübersaß, sagte er: „Ach ja, die Frauen, die Frauen, und besonders meine Frau!"

Und noch einmal stöhnte er tief auf, allzufröhlich schien ihm in diesem Augenblick nicht zumute zu sein. Dann sagte er: „Sie kennen meine Frau nicht, Herr Hauptmann, Sie kennen sie nicht, aber trotzdem — ich will versuchen, was ich kann, und ich will versuchen, was in meinen Kräften steht, um Ihre durchaus berechtigte Forderung durchzusetzen. Aber lassen Sie uns alle Eventualitäten erwägen: was dann, wenn ich meinen Willen nun nicht durchsetze?"

„Dann ist ein ferneres Bleiben im Regiment für mich unmöglich," gab Herr von Schuden fest und bestimmt zur Antwort, „dann müßte ich meine Versetzung beantragen."

„Und mir dadurch auch zugleich die größten Unannehmlichkeiten bereiten," fiel ihm der Oberst erschrocken ins Wort, „denn soweit ich Sie kenne, würden Sie darauf bestehen, daß der wahre Grund, der Ihre Versetzung wünschenswert erscheinen läßt, angegeben wird. Und das sollte mir noch gerade fehlen, daß die

Brigade und überhaupt die höheren Vorgesetzten erfahren, wie es bei mir im Hause zugeht. Wenn Sie auf Ihrer Versetzung bestehen, kann die Sache mir unter Umständen den Kragen kosten, unter allen Umständen aber trägt sie mir einen furchtbaren Rüffel ein. Und ich habe auch nicht die leiseste Neigung, Sie aus dem Regiment zu verlieren, Sie sind einer meiner besten Offiziere, Ihre Konduite ist sehr, sehr gut, und da soll ich Sie ziehen lassen? Ich denke gar nicht daran. Es ist eine ganz verteufelte Geschichte. Was machen wir da nur?"

Er zog mächtige Dampfwolken aus seiner Zigarre, so daß er für einen Augenblick gänzlich von der Erdoberfläche verschwand. Als der Rauch sich aber verzog, saß der Oberst mit einem ganz vergnügten Gesicht da.

„Ich hab's," sagte er, „ich hab's, nun passen Sie mal auf," und gleich darauf rief er mit lauter Stimme nach dem Regimentsschreiber, und als dieser eingetreten war, befahl er: „Schicken Sie mir eine Ordonnanz, einen tüchtigen Gefreiten, den besten, den Sie haben, und dann geben Sie mir die Liste der verheirateten Offiziere mit der Wohnungsangabe."

Der Schreiber verschwand, und gleich darauf trat der Soldat ins Zimmer.

„Wie heißen Sie?" fragte der Kommandeur den Untergebenen.

„Gefreiter Bunte, Herr Oberst,“ gab der zur Antwort.

„Schön. Also, Gefreiter Bunte,“ fuhr der Herr Oberst fort, „nun passen Sie mal auf. Sie ziehen sich Ihren dritten Anzug an, setzen sich den Helm auf und gehen zu sämtlichen verheirateten Offizieren und machen dort für die Damen des Hauses folgende Bestellung: Die Kaffeegesellschaft bei der Frau Oberst fällt heute nachmittag aus, da die Frau Oberst sich nicht wohl fühlt. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Schön, dann wiederholen Sie mir den Auftrag.“

Und das machte der Gefreite Bunte so gut, daß der Kommandeur die Beruhigung hatte, die Sache würde zu seiner Zufriedenheit erledigt werden.

„Es ist gut, Bunte,“ sagte der Kommandeur, „um einhalbdrei Uhr gehen Sie fort, und Sie beeilen sich so, daß Sie spätestens um einhalbvier bei allen Damen gewesen sind. Nur zu meiner Frau brauchen Sie natürlich nicht zu gehen, die weiß es ja so.“

Der Gefreite ging, und mit strahlendem Auge sah der Oberst seinen Hauptmann an, und mit einer Stimme, der man deutlich die innere Zufriedenheit anmerkte, fragte er: „Was sagen Sie nun?“

Mit wachsendem Erstaunen hatte Herr von Schuden den Worten seines Kommandeurs gelauscht, er war ja starr, einfach starr, er wußte gar nicht, was er sagen

sollte. So viel Mut seiner Frau gegenüber hatte er seinem Oberst gar nicht zugetraut. Er erkannte es hoch an, was der Kommandeur tat, um die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, aber aus der Welt war sie trotzdem nicht, und dem gab er schließlich auch offen Ausdruck.

„Das weiß ich, das weiß ich," stimmte der Oberst ihm bei, „aber wir haben Zeit gewonnen, und das ist schon sehr viel. Vor allen Dingen findet der Kaffee nun heute doch nicht statt, Ihre Frau Gemahlin braucht sich doch nicht zu sagen: ‚Die andern Damen sind jetzt alle bei der Kaffeetasse versammelt, nur ich sitze allein zu Hause.' Meine Frau wird natürlich rasen, aber das läßt sich nicht ändern, sie wird zur Einsicht kommen, daß ich, soweit es sich um die Damen meines Regiments handelt, nicht alles, was sie tut, billigen kann. Sie wird zur Einsicht kommen und bei dem nächsten Kaffee Ihre Frau Gemahlin einladen, verlassen Sie sich darauf. Der Kaffee ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, und wenn meine Frau Ihre Frau Gemahlin zu der nächsten Kaffeegesellschaft einladet, möchte ich Sie im Interesse des Friedens bitten, sich damit begnügen zu wollen und nicht darauf zu bestehen, daß meine Frau auch noch um Entschuldigung bittet. Wenn die Damen wieder miteinander verkehren, ist ja alles gut."

Es dauerte lange, bis Herr von Schuben sich mit

diesem Kompromiß einverstanden erklärte, schließlich aber gab er doch nach, und der Kommandeur atmete erleichtert auf, als der Hauptmann gegangen war und als er mit seinem Adjutanten wieder zusammen bei der Arbeit saß.

„Mir ist ordentlich warm geworden, Baumann,“ sagte er, sich die Stirn trocknend, „der Schuben hat einen niederträchtig dicken Schädel, der besteht auf seiner Meinung und läßt sich durch nichts davon abbringen. Na, dieses Mal ist es mir nun doch noch gelungen, aber leicht war es nicht. Nun wollen wir aber nicht mehr von der Sache sprechen, sondern endlich an die Arbeit gehen, sonst werden wir heute überhaupt nicht mehr fertig.“

Und da hatte er so unrecht nicht. Den ganzen Vormittag hatte er mit seinem Adjutanten weiter nichts besprochen, als die der Frau von Schuben zugefügte Kränkung, alle Augenblick hatte er im Bureau die Feder aus der Hand gelegt und sich gefragt: „Was wird der Mann wohl dazu sagen?“ Das wußte er ja nun und wollte jetzt weiterarbeiten, aber plötzlich stieg in ihm die Frage auf, was wohl seine Frau zu der eigenmächtigen Anordnung, die er getroffen hatte, sagen würde? Natürlich durfte er, wenn er nach Hause kam, ihr nichts davon erzählen, denn dann würde sie in ihrer Erregung und in ihrem verletzten Selbstgefühl sofort an alle Damen des Regiments

eine neue Ordonnanz mit der Meldung schicken: der Kaffee findet doch statt. Und dann war er der Blamierte. Vor allen Dingen wurde dann Frau von Schuden doch nicht eingeladen, — nein, nein, das durfte nicht sein. Er mußte schweigen, er mußte sie alle Vorbereitungen für den Empfang ihrer Gäste treffen lassen, sie mußte Toilette machen und im Salon warten und warten. Und dann, wenn sie genug gewartet hatte, wenn sie zu ihm kommen würde, um ihm zu erzählen, daß unbegreiflicherweise sämtliche Gäste ausgeblieben wären, dann erst durfte er sprechen.

Er war nicht bange, es fehlte ihm nicht an persönlichem Mut, aber trotzdem zitterte er bei dem Gedanken an das, was seine Frau auf seine Bemerkung hin antworten würde.

Ihn schauderte.

„Könnten wir nicht heute abend eine Nachtfelddienstübung im Regiment abhalten?" fragte er seinen Adjutanten. „Wir haben bisher erst eine einzige derartige Uebung in diesem Jahre gemacht, und das ist doch sehr wenig. Wir könnten ja so gegen sechs Uhr abrücken."

Das war die Stunde, in der er seiner Frau gegenüber würde Farbe bekennen müssen.

Der Adjutant durchschaute seinen Herrn, er kannte dessen häusliche Verhältnisse zur Genüge, und ihn überkam wirklich aufrichtiges Mitleid mit seinem Vor-

gesetzten, der an der Seite seiner mehr als nervösen Frau zu Hause ein wenig beneidenswertes Dasein führte, trotzdem widersprach er: „Es geht nicht, Herr Oberst, die meisten Kompagnien sind heute vormittag schon im Gelände gewesen, einige kommen auch erst gegen fünf Uhr vom Scheibenstand zurück, es würde für die Mannschaften eine zu große Anstrengung werden.“

Der Kommandeur stöhnte schwer auf. „Schade, schade,“ sagte er, „ich hätte gerade heute solche Lust, eine Nachtfelddienstübung abzuhalten, aber wenn Sie meinen, daß es nicht geht, dann will ich mein Vorhaben lieber aufgeben.“

Es war spät, als die Tätigkeit auf dem Bureau endlich erledigt war und der Herr Oberst den heimischen Penaten entgegenschritt. Seine große, stattliche Gestalt fiel auch heute überall auf der Straße auf, und die Soldaten, die ihm begegneten, bekamen es schon bei seinem Anblick mit der Angst, daß sie bei dem Frontmachen ihre Sache auch gut machten, denn in solchen Dingen verstand der Herr Oberst keinen Spaß. Und als der Posten, der vor der Wohnung des Kommandeurs auf und ab ging, ihn kommen sah, flog er beinahe an das Schilderhaus und machte einen so tadellosen Griff, daß der Oberst ein lautes „Bravo!“ sagte. Alle hatten sie Respekt vor ihm, vor seinem Aeußeren, vor seinem

Können und vor seiner strengen Gerechtigkeit — nur seine Frau nicht. Langsam stieg er in der kleinen Villa, die er allein bewohnte, die Treppe hinauf, die in sein Arbeitszimmer führte, dann kleidete er sich um und saß wenig später seiner Frau am Mittagstisch gegenüber.

„Du kommst spät," sagte sie streng und tadelnd, „wenn du in fünf Minuten nicht hier gewesen wärest, hätte ich mit dem Essen anfangen müssen. Es ist gleich halb drei Uhr, ich und die Leute haben bis zum Kaffee noch alle Hände voll zu tun, daran hättest du denken und eher kommen sollen."

„Verzeih," bat er, „aber das Generalkommando und die Division nehmen auf deinen Damenkaffee wirklich nicht die leiseste Rücksicht. Ich kann doch nicht dem kommandierenden General schreiben: ‚Euer Exzellenz bitte ich ganz gehorsamst, mit der Beantwortung Ihres letzten Schreibens sich noch einen Tag gedulden zu wollen, da meine Frau heute nachmittag einen großen Kaffee gibt und ich infolgedessen pünktlich zu Hause sein muß.' Das geht doch nicht."

„Laß doch derartige Versuche, mich davon zu überzeugen," sagte sie gereizt, „daß du nach deiner Ansicht immer im Recht bist. Ich habe so wie so genug um die Ohren; seitdem die Schuben nun auch noch unsre Köchin abspenstig gemacht hat, und seitdem ich mich auch noch um das Essen kümmern muß, ist es fast zu viel, was auf mir lastet!"

„Ich bitte dich," sagte er ruhig, aber bestimmt, „laß Luise aus dem Spiel und sprich nicht mehr davon, ich kann und will vor allen Dingen nichts mehr davon hören. Aber ich möchte dich trotzdem bitten, dich korrekt auszudrücken: Frau von Schuden hat uns Luise nicht abspenstig gemacht, sondern Luise hat ihren Platz hier verlassen, weil sie deine Launen nicht mehr ertragen konnte. Das ist ein großer Unterschied."

Sie lachte spöttisch auf: „Daß du Frau von Schuden wieder in Schutz nehmen würdest, konnte ich mir denken, sie ist ja nun einmal deine Protegée."

„Ist sie auch," stimmte er ihr bei, „wenn wir lauter solche Damen im Regiment hätten, und wenn alle Hausfrauen der Frau von Schuden glichen, dann wäre es in vielem eben viel, viel besser."

„Willst du damit vielleicht sagen, daß du in deinem Hause zu beklagen bist?" fragte sie erregt. „Natürlich, so viel Vorzüge, wie Frau von Schuden, habe ich nicht aufzuweisen."

Er legte Messer und Gabel beiseite und rang verzweifelt die Hände. „Frau — ich bitte dich, ich beschwöre dich, gib doch endlich diese lächerliche Eifersucht auf."

Statt jeder Antwort zuckte sie nur mit den Achseln. Ein scharfes Wort lag ihm auf der Zunge, aber um des lieben Friedens willen schwieg er auch dieses Mal

wie schon so oft, und dem gerade hatte er es vor allen Dingen zuzuschreiben, daß sein Wort seiner Frau gegenüber keine Geltung mehr hatte.

Der Rest der Mahlzeit verlief ziemlich schweigsam; erst als der Oberst sich erhob, um in sein Zimmer zu gehen, nahm seine Frau wieder das Wort: „Ich habe es mir überlegt,“ sagte sie, „es ist doch höflicher, wenn du fortan die Damen, die ich als Gäste bei mir habe, begrüßt und nicht wie früher einfach tust, als ginge mein Besuch dich gar nichts an. Ich bitte dich also, so gegen fünf Uhr in den Salon zu kommen und die Damen zu begrüßen. Deine Frau von Schuben wirst du ja allerdings nicht vorfinden.“

„Ich weiß das ja,“ gab er mit einer ihr befremdlichen Ruhe zur Antwort, „über den Punkt sprechen wir vielleicht noch im Laufe des heutigen Nachmittags oder sonst später einmal. Jetzt wollen wir uns nicht weiter darüber ereifern, aber wenn du Wert darauf legst, daß ich deine Gäste heute begrüße, so will ich das gerne tun.“

Er ging in sein Zimmer, um bei der Zigarre seinen Mittagsschlummer zu halten, und während er sich dem Schlaf entgegenrauchte, dachte er an seine Frau: eigentlich tat sie ihm trotz alledem leid, im Geiste sah er, wie sie Teller und Tassen herausgab, wie sie die Servietten zusammenlegte, die Blumen in den Vasen ordnete, das Gebäck auflegte und alle Vor-

bereitungen zum Empfang ihrer Gäste traf. Eigentlich tat sie ihm leid, trotz alledem — aber es ging nicht anders, die Gesellschaft durfte unter keinen Umständen stattfinden. Herr von Schuden war imstande, sich mit einer Beschwerde über die seiner Frau zuteil gewordene Zurücksetzung an die höchsten Kommandobehörden zu wenden, und das konnte für ihn sehr unangenehme Folgen haben. Es war besser so. Und mit diesem Bewußtsein schlief der Herr Oberst ein.

Gegen vier Uhr wachte er auf, aber nicht aus eigner Initiative: die Stimme seiner Frau machte das ganze Haus mobil, sie rief nach dem Burschen. Es war vier Uhr, und der Konditor hatte die Torte immer noch nicht geschickt, obgleich sie zu präzise halb vier Uhr bestellt war.

„Gehen Sie sofort hin, Petersen," sagte sie zu dem Soldaten, „laufen Sie so schnell Sie können, denn die Damen können jeden Augenblick kommen, und dann ist kein Kuchen da und niemand, der die Tür aufmacht. Klara," wandte sie sich an das Mädchen, „ziehen Sie sich schnell an, damit Sie, bis Petersen zurück ist, die Tür aufmachen können."

„Und wer soll denn den Kaffe, den Tee und die Schokolade kochen?" fragte Klara, die anscheinend wenig Neigung hatte, den Anordnungen ihrer Herrin nachzukommen. „Glauben gnädige Frau, daß sich das alles von ganz alleine kocht? Ja, wenn Luise noch

hier wäre, wollte ich noch nichts sagen, aber so — ich bekomme ja doch nachher die Ausschelte, wenn der Kaffee schlecht ist!"

Inzwischen schien Petersen sich zum Ausgehen bereit gemacht zu haben, denn der Oberst hörte jetzt die Stimme seiner Frau: „Sagen Sie dem Konditor, ich würde morgen persönlich bei ihm vorsprechen und ihm meine Ansicht sagen, und ich würde nie wieder von ihm kaufen, ich ginge von ihm ab."

Der Oberst konnte auf seinem Sofa, auf dem er, halb aufgerichtet, den lebhaften Worten seiner Frau lauschte, ein leises Lächeln nicht unterdrücken; wie oft war seine Frau nicht schon von dem Konditor abgegangen, wenigstens schon ein dutzendmal. Die Drohung würde auf den Mann noch weniger als gar keinen Eindruck machen, der wußte ganz genau: die kommt doch wieder.

Der Oberst warf einen Blick auf die Straße. Da sah er seinen Burschen im Galopp davonlaufen. ‚Wenn der Schritt ginge, käme er mit seiner Torte auch noch zur rechten Zeit,' dachte er, dann stand er auf und setzte sich an seinen Schreibtisch.

Da öffnete sich die Tür, und seine Frau trat herein, schon festlich geputzt. „Ich sehe soeben, daß ich keine Zigaretten mehr habe," sagte sie, „einige Damen werden ja auch heute sicher wieder rauchen; bitte, gib mir eine Schachtel."

Sie betrachtete den Kasten mit Papyros, den er ihr gab. „Wie viel sind darin?“ fragte sie.

„Fünfundzwanzig,“ gab er zur Antwort.

Sie schien zu überlegen: „Ich denke, das wird für heute nachmittag reichen,“ sagte sie schließlich.

„Ich bin sogar fest davon überzeugt, daß sie für heute nachmittag reichen,“ stimmte er ihr bei.

Eine Minute später war er wieder allein. ‚Na, ich bin begierig, wie die Sache enden wird,‘ dachte er, dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und korrigierte die Ausarbeitung, die ihm zwei Stabsoffiziere, die vor einigen Tagen ihre Sommerübung gemacht hatten, eingereicht hatten. Das war eine schwierige Sache, er mußte das Urteil, das er abgab, begründen, er mußte in kriegsgeschichtlichen Büchern nachschlagen, und er war so in seine Arbeit vertieft, daß er alles um sich herum vergaß und sich fast ärgerlich umdrehte, als seine Frau abermals zu ihm in das Zimmer trat. „Was gibt es denn nur schon wieder?“ fragte er. „Ich habe rasend zu tun, da drüben stehen die Zigaretten, bitte, bediene dich.“

Aber seine Frau ging nicht auf den Rauchtisch, sondern direkt auf ihren Mann zu und blieb drei Schritte vor ihm stehen. Erstaunt blickte er auf, da sah er, daß sie totenblaß vor innerer Erregung war; er warf einen schnellen Blick auf die Uhr, es war halb sechs Uhr. Es war geschehen, nun kam die Krisis.

„Hans,“ sagte sie mit einer vor Erregung zitternden Stimme, „Hans, ich muß es dir sagen, obgleich ich mir ja sonst nicht bei dir Rat zu holen pflege. Denk dir nur, von allen Damen, die ich eingeladen habe, ist auch nicht eine einzige gekommen, sie sind alle fortgeblieben, sie haben es sogar nicht einmal der Mühe wert gehalten, eine Entschuldigung zu schicken.“

„Ist wohl die Möglichkeit,“ sagte er mit dem Versuch zu scherzen und in der Absicht, den Sturm so lange wie nur möglich hinauszuschieben, „vielleicht haben sie es vergessen.“

„So etwas vergißt man nicht,“ gab sie stolz und selbstbewußt zur Antwort, „wenn ich eine Dame einlade, dann darf sie es nicht vergessen, denn ich bin die Kommandeuse. Aber trotzdem, eine einzelne Dame könnte es immerhin vergessen, wenn aber alle es vergessen, dann ist es Absicht.“

Der Oberst zündete sich seine Zigarre an, die ihm bei der Arbeit ausgegangen war. Der Tabak beruhigte seine Nerven, und er wollte ruhig bleiben. „Deine Ansicht hat entschieden etwas für sich,“ pflichtete er ihr bei, „aber ich verstehe nur nicht recht, warum die Damen absichtlich deine Einladung vergessen haben sollten?“

„Das wußte ich auch nicht, aber ich wollte es ergründen,“ fuhr sie erregt fort, „so schrieb ich ein paar Zeilen und schickte sie an Frau von Bernstein

und ließ um Aufklärung bitten, warum sie ohne Entschuldigung dem Kaffee ferngeblieben wäre."

„Das ist ja schon beinahe dienstlich," warf er ein, dann fragte er so unbefangen wie möglich: „Und welche Antwort hast du erhalten?"

„Frau von Bernstein ließ mir sagen, es wäre heute mittag eine Ordonnanz dagewesen und hätte gemeldet, daß ich mich nicht wohl fühle und daß deshalb der Kaffee bei mir ausfiele. Unter diesen Umständen sind die Damen natürlich entschuldigt, denn die Ordonnanz wird auch bei allen andern Damen gewesen sein. Und nun wende ich mich an dich mit dem Ersuchen, mir volle Genugtuung zu verschaffen. Hier liegt eine Intrigue vor, die da beabsichtigt, meine Position hier völlig zu erschüttern und zu untergraben. Wer der Anstifter, der Täter ist, ist ja klar, und ich glaube, dieses Mal wirst selbst du Frau von Schuden nicht in Schutz nehmen."

Die Augen des Herrn Oberst weiteten sich in einer beängstigenden Art und Weise. „Frau von Schuden?" fragte er schließlich ganz verwundert, „was hat denn die damit zu tun?"

„Das fragst du noch?" fuhr seine Gattin erregt auf. „Oder soll deine Frage nur ein Versuch sein, Frau von Schuden trotz alledem in Schutz zu nehmen? Dieses Mal aber gelingt es dir nicht. Ich habe Frau von Schuden schon lange erkannt, jetzt wirst auch du

sie erkennen, denn niemand anders als Frau von Schuden hat die Ordonnanz zu den Familien geschickt! Nein, bitte, unterbrich mich nicht," fuhr sie mit wachsender Lebhaftigkeit fort, als ihr Mann ihr ins Wort fallen wollte, „gib dir keine Mühe, deine Protegée reinwaschen zu wollen, es hilft dir doch nichts. Frau von Schuden hat die Ordonnanz geschickt, das ist so sicher, daß es keinem Zweifel unterliegt. Daß sie sich gekränkt fühlte, nicht eingeladen zu sein, ist ja selbstverständlich, und da hat sie sich einen Soldaten von der Kompagnie ihres Mannes kommen lassen und den bei allen Familien herumgeschickt, um sich an mir zu rächen. Die Rache ist ihr ja gelungen, aber die Strafe für ihr Benehmen wird nicht ausbleiben, du wirst noch heute die Versetzung des Hauptmanns von Schuden in ein andres Regiment beantragen."

„Das werde ich nicht tun," gab ihr Gatte sehr energisch zur Antwort. „Weder heute, noch an einem der folgenden Tage. Ich habe dich ausreden lassen, weil ich dir einmal beweisen wollte, zu welchen falschen Schlußfolgerungen dich dein Temperament und die feindliche Stimmung, die du gegen Frau von Schuden hast, verleitet. Die kleine Frau ist so unschuldig wie nur möglich, und nun will ich dir auch sagen, wer den Boten sandte: ich selbst, denn ich wollte nicht, daß du deine Absicht, den Kaffee ohne Frau von Schuden zu geben, ausführtest. Meinen Bitten, meinen Er-

mahnungen, meinen ernsten Vorstellungen gegenüber bliebst du taub, da griff ich zur List."

Der Oberst hatte sehr ernst gesprochen, aber als er jetzt seine Gattin ansah, tat es ihm um seiner selbst willen doch fast leid, ihr die Tatsache nicht etwas mehr diplomatisch beigebracht zu haben; sie stand da wie aus Erz gegossen, starrer als starr. Die herabhängenden Arme hatte sie ein klein wenig zur Seite gestreckt und die Finger auseinander gespreizt, nichts rührte sich an ihr, selbst der Gesichtsausdruck war unbeweglich, nur ihre Augen leuchteten und funkelten und verkündeten nichts Gutes.

‚So, nun schlägt's ein,' dachte der Oberst.

Und es schlug ein: seine Frau sprang plötzlich auf ihn los und packte ihn am Arm. „Das — das hättest du getan?! Du, mein Mann, der du die heiligste Pflicht hast, für mich einzutreten? Und du, du stellst mich bloß, du machst mich lächerlich, du trittst ostentativ auf die Seite einer Dame, die ich auf Grund ihres Benehmens fallen lassen mußte?! Weißt du, wie ich das finde? Roh, taktlos, gefühllos — ich habe überhaupt gar keine Worte für dich."

‚Gott sei Dank,' dachte der Oberst, ‚Gott sei Dank.' Aber seine Freude hielt nicht lange an.

„Und willst du mir nicht wenigstens sagen, warum du hinter meinem Rücken so heimtückisch und falsch gehandelt hast?" fuhr seine Frau nach einer kleinen

Pause erregt fort. „Belogen hast du mich! Du gibst mir Zigaretten für meine Gäste, du versprichst, die Damen begrüßen zu wollen, und dabei weißt du, daß sie gar nicht kommen. Nur ein Mann kann sich so verstellen, nur ein Mann kann so lügen. O ihr Männer, o ihr Männer!“ Sie weinte, sie weinte heiße Tränen, aber schnell trocknete sie sie wieder. „Nein, ich will nicht weinen, den Triumph gönne ich dir nicht. Auf das tiefste hast du mich beleidigt, was ich tun werde, weiß ich heute noch nicht — erst muß ich wissen, warum du so gehandelt hast.“

„Weil ich der Oberst bin, der für die Vorgänge im Regiment verantwortlich ist,“ gab er zur Antwort. „Die Pflege des kameradschaftlichen Verkehrs gehört zu meinen vornehmsten Pflichten, da sollen wir mit bestem Beispiel vorangehen, aber nie und nimmer darfst du eine Dame so verletzen, wie du es heute ohne jeden Grund tatest. Und deshalb stimmte ich Herrn von Schuden ganz bei, als er mich heute mittag im Bureau aufsuchte und für seine Frau volle Genugtuung verlangte. Ich habe es erreicht, daß du seine Frau nicht um Verzeihung zu bitten brauchst, aber du wirst an einem der nächsten Tage einen neuen Kaffee geben, zu dem du zu allererst Frau von Schuden in einem sehr freundlichen Brief, oder noch besser mündlich, einladest. Damit ist die Angelegenheit dann erledigt, und du kannst Herrn von Schuden sehr dankbar sein,

daß er sich damit zufrieden erklärt hat. Söhnst du dich nicht in den allernächsten Tagen mit Frau von Schuden aus, so kann das unter Umständen Folgen für uns haben, die dir nicht lieb sein dürften, die Sache kann mir den Kragen kosten."

Sie lachte spöttisch auf: „Wenn du mich einschüchtern willst, so kannst du dir deine Worte sparen, leere Drohungen rühren mich nicht. Frau von Schuden weiß, auf welcher Basis einzig und allein ein Frieden möglich ist: entweder geht Luise dann ist alles gut, oder sie bleibt, und dann bleibt alles so wie es ist, da kannst du machen, was du willst, du kennst mich."

„Leider, leider."

Unwillkürlich kamen diese Worte über seine Lippen, und daß er sie gesprochen, bereute er gleich darauf auf das bitterste. „Willst du damit vielleicht sagen, daß es dir überhaupt leid tut, mich kennen gelernt zu haben?" fuhr seine Frau auf.

„Aber Frau," bat er, „wie kannst du nur so etwas fragen, so etwas denken. Du quälst ja nicht nur mich, sondern auch vor allen Dingen dich selbst."

Aber er mochte sagen, was er wollte, seine Frau war wenigstens vorläufig nicht zu beruhigen, sie machte ihm die bittersten Vorwürfe und überhäufte ihn mit Anklagen. Er gab es schließlich ganz auf, sich zu verteidigen und ein Wort zu seiner Entschuldigung zu

sagen: er saß in seinem Schreibstuhl, ein geschlagener Mann.

‚Wenn mich so meine Soldaten sehen könnten,‘ dachte er, ‚ob ich ihnen dann auch wohl so imponieren würde? Mit meinem Regiment will ich schon fertig werden, da kommandiere ich einfach: „Stillgestanden!“ und wer dann noch den Mund aufmacht, der fliegt erbarmungslos in den Kasten, und wer von den Herren Offizieren dann noch spricht, bekommt seinen Stubenarrest, da hilft ihnen kein Gott. Mit meinem Regiment will ich schon fertig werden, aber mit meiner Frau? Das geht über meine Kraft.‘

„Frau,“ bat er noch einmal, „so nimm doch Vernunft an, du mußt doch einsehen, daß ich recht habe.“

Aber je mehr er auf sie einsprach, desto mehr ereiferte sie sich, und je mehr sie sich ereiferte, desto mehr knickte der Oberst in sich zusammen. ‚Das dauert noch lange,‘ stöhnte er im stillen, ‚ich kenne meine Frau. Wenn kein Gott sich meiner erbarmt, überlebe ich das überhaupt nicht. Ich kann meine Frau doch nicht bitten, mein Zimmer zu verlassen, das geht doch nicht, und außerdem wäre es doch auch noch sehr die Frage, ob sie ginge, und ich kann doch auch nicht gehen, aussprechen lassen muß ich sie doch wenigstens.‘

Da kam ihm Hilfe von einer Seite, auf die er absolut nicht gerechnet hatte. Plötzlich ertönte auf der

Straße, gerade unter seinem Fenster ein Signal. Einen Augenblick horchte er, und doch, er täuschte sich nicht: Alarm — Alarm!

Er sprang auf und riß das Fenster auf: „Was ist los? Was gibt's?“ rief er dem Spielmann zu. „Brennt die Kaserne?“

Das einfachste wäre ja nun gewesen, wenn der Hornist beim Anblick des Vorgesetzten sofort das Instrument abgesetzt und Rede und Antwort gestanden hätte, aber erst blies der Mann ruhig sein Signal zu Ende, dann sagte er: „Seine Exzellenz, der Herr Divisionskommandeur ist angekommen und hat zu alarmieren befohlen.“

Der Oberst taumelte beinahe hintenüber, — also doch! Er hatte es ja gewußt, daß Exzellenz einmal gänzlich unerwartet und unangemeldet die Garnison besuchen würde, nun war er da, sogar schon auf dem Kasernenhof, und er, der Herr Oberst, war noch nicht da! Aber er mußte hin, so schnell wie möglich, er durfte nicht zögern, sich nicht aufhalten. Und mit einemmal freute er sich, daß Exzellenz da war, nun konnte er fortgehen, nicht nur das Zimmer, sondern auch das Haus verlassen, ohne daß seine Frau ihm hinterher den Vorwurf machen konnte, er habe mit seinem schlechten Gewissen ihren Anschuldigungen gegenüber nicht stand halten können, sondern sei einfach davongelaufen.

Für einen Augenblick hatte seine Frau zu sprechen aufgehört, als er aber nun das Fenster schloß, fing sie von neuem an, ihm heftige Vorwürfe zu machen. Er hörte nicht mehr auf das, was sie sagte: „Ich muß fort, der Dienst ruft, entschuldige mich.“

Und draußen war er, froh, der häuslichen Szene entrinnen zu können, der Bursche eilte hinter ihm her, um seinem Herrn zu helfen, denn der Oberst mußte bei dem Alarm feldmarschmäßig erscheinen. Wenig später eilte der Oberst der Kaserne entgegen.

Sein Weg führte ihn an dem Postamt vorbei, und als er die Telegraphendrähte sah, die da hoch oben durch die Lüfte gingen, fiel ihm plötzlich Leutnant von Weiden ein. Der war immer noch auf Urlaub, er mußte ihm sofort telegraphieren, daß er zurückkäme, denn Exzellenz war ja da. Allerdings war es ja fraglich, wie lange der hohe Herr bleiben würde, und vor morgen mittag konnte Weiden schwerlich zurück sein, aber trotzdem, es war ja vereinbart, daß Weiden zurückkehren solle, sobald Exzellenz einträfe, und er war froh, einen Vorwand zu haben, seinen Leutnant zurückzubeordern. So eilte er denn in das Telegraphenamt; die kurze Verzögerung, die dadurch in seinem Kommen entstand, würde er schon zu verantworten wissen.

Als er den Kasernenhof erreichte, herrschte dort ein buntes Durcheinander und eine große Aufregung.

Nur einer war ruhig, das war Seine Exzellenz, der Herr Divisionskommandeur. Unbeweglich hielt der hoch zu Roß auf dem Kasernenhof, nur seine Augen schienen zu leben, die aber sahen auch alles, was sich vor ihnen abspielte. Hinter Seiner Exzellenz hielten die Adjutanten und Generalstabsoffiziere, und mit der Uhr in der Hand betrachteten sie das Antreten des Regiments, — je schneller das ging, desto besser war es.

„Ich melde mich ganz gehorsamst zur Stelle, Eure Exzellenz."

Der hohe Herr dankte, dann sagte er: „Ich bitte Sie, sich davon zu überzeugen, Herr Oberst, ob das Regiment jetzt vollzählig da ist, ich möchte zu einer Nachtfelddienstübung abrücken."

Der Oberst warf seinem Adjutanten einen schnellen Blick zu: als er selbst heute morgen von einer Nachtfelddienstübung gesprochen hatte, war das nicht gegangen, nun ging es auf einmal doch.

„Bis auf den Hauptmann von Böhme ist alles zur Stelle," meldete der Adjutant dem Herrn Oberst, und dieser meldete es Seiner Exzellenz.

„Wo ist denn der Herr?" fragte Exzellenz und sah den Herrn Oberst fragend an.

Und der Herr Oberst sah den Adjutanten fragend an, und der Regimentsadjutant sah den Major des ersten Bataillons fragend an, und dieser sah seinen Adjutanten fragend an, und der sah die Offiziere der

ersten Kompagnie fragend an, und die sahen den Feldwebel fragend an, aber Antwort wußte keiner.

„Ich weiß es nicht, Eure Exzellenz," gab der Herr Oberst schließlich zur Antwort, als der Blick, der da sagte: ‚ich weiß es nicht,' auf dem Instanzenwege von dem Feldwebel wieder zu dem Herrn Oberst gelangt war.

„Nun, auf jeden Fall können wir nicht länger warten," gab Exzellenz zur Antwort. „Wer ist der älteste Offizier der Kompagnie?"

„Herr Leutnant von Stern," lautete die Antwort.

„Schön, dann wird der Herr die Kompagnie so lange führen, bis der Herr Hauptmann kommt; er soll sich beritten machen, ich möchte überhaupt gern einmal sehen, was der Herr Leutnant leistet. Bisher habe ich dazu ja noch wenig oder gar keine Gelegenheit gehabt. Einer der Herren hat wohl zwei Pferde, von denen er eins an Leutnant von Stern abgeben kann."

Können konnte das schon mancher, aber tun tat es keiner. Der Kommandeur hoffte, daß einer der Stabsoffiziere ein Pferd abtreten würde, die erwarteten dasselbe von den Hauptleuten, und so rührte sich kein Mensch, bis Exzellenz schließlich sagte: „Herr Oberst, bitte, geben Sie dem Herrn Leutnant ein Pferd."

Das geschah. Mit Widerstreben ließ der Oberst sein zweites Pferd heranführen, und mit Widerstreben

kam der Gaul heran: er mußte förmlich herangezogen werden, er blieb alle Augenblick stehen und stemmte die Vorderbeine gegen den Boden. Aber das half ihm alles nichts, schließlich kam er doch dahin, wohin er sollte, aber als er nun den Gardestern erblickte, sah er den verächtlich von der Seite an: ‚Du willst mich reiten? Ich bin ein Kommandeurpferd, aber kein alter Gefechtsesel, auf dem jeder x-beliebige Leutnant herumturnen kann.‘

Und in seiner Würde auf das Tiefste gekränkt, fing er an zu revoltieren, er bockte vorn und hinten, er keilte beinahe gleichzeitig mit allen vieren nach allen Himmelsrichtungen aus und ließ nicht aufsitzen.

Alle machten erschrocken, daß sie zur Seite kamen, nur der Gardestern blieb ruhig stehen und betrachtete das Tier aufmerksam durch sein Monokle. ‚Wie alles auf der Welt wird auch der sich beruhigen, aber mir macht es Spaß, zuzusehen, wie jemand sich so vollständig unnötig aufregt!‘ Doch als der Gaul von neuem auskeilte und ihn beinahe geschlagen hätte, wurde er ärgerlich.

„Schafskopf,“ rief er, „kannst du denn nicht sehen!“ Und mit der geballten Rechten schlug er dem Schinder an den Kopf, daß diesem die Augen übergingen.

Der Herr Oberst sah und hörte mit Entsetzen, wie der Gardestern sein Pferd behandelte, und schon

wollte er hinreiten und diesem Treiben Einhalt tun, aber Exzellenz hielt ihn zurück: „Bleiben Sie nur ruhig hier, Herr Oberst, mit Güte ist da nichts zu machen, das weiß ich aus Erfahrung. Im letzten Feldzug wurde mir mein Gaul zwischen den Beinen totgeschossen, und da auch die Handpferde alle gefallen waren, blieb mir nichts andres übrig, als ein herrenloses französisches Pferd aufzugreifen. Das geschah denn auch, und ich sah bald, daß ich keinen schlechten Tausch gemacht hatte. Der neue Schinder hatte nur einen Fehler, er ließ nicht aufsteigen, nicht ums Verrecken. Das Aufsteigen war mit niederträchtigen Schwierigkeiten verbunden, das dauerte oft eine halbe Stunde und länger. Da klagte ich einmal einem befreundeten Kavalleristen mein Leid. ‚Wenn's weiter nichts ist,‘ sagte der, ‚die Sache ist furchtbar einfach, da weiß ich ein probates Mittel.‘ Ich mußte absteigen, er rief zwei Husaren seiner Schwadron zu sich heran und wollte meinen Gaul besteigen. Der aber keilte nicht schlecht aus, bald stand er auf den Hinter-, bald auf den Vorderbeinen, und die beiden Husaren, die jeder an einem Zügel hingen, hatten Mühe, das Pferd zu halten. Der Gaul wurde von Sekunde zu Sekunde verrückter, und da rief der Rittmeister seinen beiden Husaren zu: ‚Beißen!‘ Und was glauben Sie, meine Herren, die beiden Kerls sprangen in die Höhe, schlangen ihre Arme zärtlich

um den Hals des Pferdes, zogen diesen zu sich hinunter und bissen den Gaul derartig in die Ohren, daß Blut floß. Und von der Stunde an ließ der Gaul ganz ruhig aufsteigen, das Beißen hatte ihm anscheinend mächtig imponiert. Vielleicht lassen Sie Ihren Wallach auch einmal in die Ohren beißen, Herr Oberst, sonst wird es, fürchte ich, doch nichts."

Aber es wurde trotzdem etwas. Ohne die Bügel zu benutzen, voltigierte der Gardestern plötzlich in den Sattel, und als er erst oben saß und den Gaul ein paarmal energisch ins Maul gerissen hatte, fügte der sich, wenn auch knurrend und brummend, in sein Geschick und gab alle Versuche, seinen Reiter los zu werden, definitiv auf.

„Na, dann kann die Reise nun wohl endlich losgehen," meinte Exzellenz, und gleich darauf marschierte das Regiment mit klingendem Spiel durch die Straßen der Stadt. Alle Fenster öffneten sich, denn daß die Truppe um diese Stunde ausrückte, war etwas ganz Ungewöhnliches, und neugierig sahen alle den Soldaten nach. Auch Lotte und Panchita lagen am offenen Fenster, und mit Verwunderung sahen sie den Gardestern als den Führer der ersten Kompanie unmittelbar hinter den hohen Vorgesetzten einherreiten. Er richtete sich stolz im Sattel auf und salutierte zu dem Fenster hinauf. Und ein leises ironisches Lächeln umspielte seinen Mund, als in diesem Augenblick die Musik

den Marsch aus „Carmen“: „Auf in den Kampf, Torero“ intonierte.

„Ich glaube, dem Gardestern ist wirklich nichts heilig,“ meinte Lotte, „nach dem Gesicht, das er eben zeigte, zu urteilen, macht er sich sogar über seinen Dienst lustig.“

„Das wohl schwerlich,“ erwiderte Panchita, „denn soviel wie ich weiß, ist er Offizier mit Leib und Seele. Aber vielleicht reizt ihn das kriegerische Lied zum Lachen, da er doch im Gegensatz zu dem Torero ganz genau weiß, daß er aus dem unblutigen Kampf heil und unversehrt zurückkehren wird.“

„Aber trotzdem hätte er nicht lachen dürfen,“ meinte Lotte. „Schon um seinen Untergebenen nicht den Glauben an die Wichtigkeit ihres Dienstes zu rauben. Aber wo Hauptmann von Böhme nur sein mag, warum führt der seine Kompagnie nicht wie sonst? Ich habe ihn überhaupt nicht gesehen.“

„Vielleicht ist er für heute nachmittag dispensiert.“

Lotte lachte auf: „Da sieht man wieder, daß deine militärische Bildung immer noch sehr oberflächlich ist. Wenn eine Exzellenz hier ist — und der Herr mit den breiten roten Streifen an der Hose war eine Exzellenz —, dann wird niemand dispensiert, dann müssen sie alle mit, selbst die Leute aus der Küche und die Kammerarbeiter, das weiß ich von Weiden.“

„Hat der dir eigentlich kein einziges Mal geschrieben?“ fragte Panchita.

Lotte konnte eine leise Verlegenheit nicht verbergen, und wider ihren Willen klang aus ihren Worten etwas Bitterkeit, als sie jetzt sagte: „Nein, er hat noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Wie soll er auch Zeit finden, an mich zu denken, wenn er im Begriff steht, sich mit einer andern zu verloben?“

„Eine Ansichtskarte hätte er dir trotzdem schicken können, so viel Zeit wird er doch wohl noch haben. Sehr höflich finde ich sein Schweigen gerade nicht,“ schalt Panchita.

Im stillen stimmte Lotte ihr bei, sie hatte in den letzten Tagen viel an ihn gedacht, und ebenso wie ihre Eltern hatte auch sie nach einem Gruß von ihm ausgesehen; er mußte, oder er konnte es doch wenigstens wissen, welchen innigen, aufrichtigen Anteil sie alle an ihm nahmen, und so war sie ihm fast böse, daß er gar nichts von sich hören ließ. Trotzdem nahm sie ihn jetzt gegen die Freundin in Schutz. „Vielleicht erlaubt die andre ihm nicht, mir zu schreiben, vielleicht ist sie eifersüchtig. Verdenken könnte ich ihr das schließlich nicht. So viel weiß ich, wenn ich mit Weiden verlobt oder so gut wie verlobt wäre, dann dürfte er keiner andern jungen Dame schreiben, dann wollte ich ihn ganz für mich allein haben.“

Hatten Lottes Augen verraten, was ihr Mund verschwieg, lag in dem Klange ihrer Stimme etwas, das Panchitas Aufmerksamkeit erweckte — genug, während Lotte sprach, sah Panchita sie mit großen Augen verwundert an, und jetzt zog sie die Freundin in das Zimmer zurück.

„So, Lotte, jetzt hilft kein Leugnen mehr. Bis zu dieser Minute ist es dir gelungen, mich zu täuschen, mit einmal aber sehe ich klar, was ich bisher nur vermutete: Du liebst Weiden."

„Aber Panchita!"

In tödlichster Verlegenheit stand Lotte ihr gegenüber und senkte den Kopf zu Boden, während sie sich mit beiden Händen an ihrem Kleid zu schaffen machte.

Panchita hatte sich auf einen Sessel niedergelassen und zog Lotte, die sich vergebens sträubte, zu sich heran: „So also sieht eine unglücklich Liebende aus," versuchte sie zu scherzen; „komm, nun laß mich alles wissen. Warum hast du mir gegenüber so lange geschwiegen, und vor allen Dingen, wie lange liebst du ihn schon?"

Aber immer leugnete Lotte noch, bis sie plötzlich vor der Freundin niederfiel und in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Zärtlich streichelte Panchita die vor ihr Kniende und sprach tröstend auf sie ein: „Nun, wein doch nicht, so traurig ist es doch gar

nicht," sagte sie schließlich. „Hast du ihn denn wirklich so schrecklich lieb?"

„Ach, ich kann es dir ja gar nicht sagen, wie lieb ich ihn habe," schluchzte Lotte; „ich habe es früher ja selbst nicht gewußt. Erst, als er hier war, um sich zu verabschieden, um sich mit der andern zu verloben — in dem Augenblick, als er fortgegangen war, da merkte ich es erst, da wurde mir erst mit einmal klar, daß ich ihn so schrecklich liebe, daß ich gar nicht weiß, wie ich ohne ihn leben soll."

„Arme, kleine Lotte!"

Vergebens suchte Panchita die Freundin zu trösten und zu beruhigen. „Vielleicht wird doch noch alles gut. Noch ist Weiden ja nicht verlobt, vielleicht zerschlägt sich der Plan doch wieder."

Aber Lotte schüttelte nur den Kopf: „Du kennst seinen Vater nicht, der setzt durch, was er sich vorgenommen hat, und selbst wenn ein Wunder geschieht, wenn Oskar sich nicht verlobt, was nützt das mir? Er liebt mich nicht, er ahnt ja nicht einmal, daß ich ihn liebe. Du weißt ja gar nicht, wie ich dich im stillen beneide."

In Panchitas Zügen spiegelte sich das größte Erstaunen. „Mich?" fragte sie schließlich. „Und weshalb das?"

„Weil dir sehr bald das Glück zuteil werden wird, das ich vergebens ersehne: zu lieben und geliebt

zu werden. Um mich wirbt keiner, du aber hast die Wahl zwischen Hauptmann von Böhme und dem Gardestern."

Panchita lachte laut auf, doch klang es etwas gezwungen. „Aber Lotte! Der Neid macht dich blind und läßt dich Dinge vermuten, die gar nicht existieren. Daß Hauptmann von Böhme sich um mich bewirbt, kann ich ja nicht leugnen, aber der Gardestern? Der denkt ebensowenig an mich, wie ich an ihn."

Lotte war aufgestanden und trocknete ihre Tränen: „Was du da sagst, glaubst du ja selbst nicht. Ich habe euch, so oft ihr zusammen waret, sehr scharf beobachtet, und glaubst du, ich hätte nicht alles bemerkt? Meinst du, eure lebhafte Unterhaltung kürzlich bei dem Konzert wäre mir nicht aufgefallen? Und denkst du, ich hätte neulich abends, als wir mit Hauptmann von Böhme vor ‚Stadt Hamburg' standen, den Blick nicht gesehen, den du dem Gardestern zuwarfst? So grüßt man keinen Fremden, so grüßt man nur einen Menschen, den man sehr gern hat."

„Gewiß habe ich ihn gern, aber deshalb brauche ich ihn doch noch nicht zu lieben? Ich leugne gar nicht, daß er mir sehr sympathisch ist, ich freue mich herzlich, ihn kennen gelernt zu haben — ich weiß nicht, woran es liegt, aber ich muß lachen und bin vergnügt, wenn ich ihn nur sehe. Wir haben viel

zusammen gelacht, und das bringt Menschen ja oft schneller einander näher als ein jahrelanger förmlicher Verkehr."

„Und trotz alledem versuchst du noch zu leugnen, daß du ihn liebst? Es ist nur ein Glück, daß du heute abend über keine Brücke mehr zu gehen brauchst, ich glaube, sie würde dich nicht tragen."

„Aber, Lotte, ich bitte dich ernsthaft, sprich doch nicht so etwas."

Panchita war wieder an das offene Fenster getreten und wandte der Freundin den Rücken. So war es ihr möglich, ihrer Verlegenheit wieder Herr zu werden. Sie sah, nur um Zeit zu gewinnen, sich wieder zu sammeln, auf die Straße hinunter, und plötzlich rief sie die Freundin zu sich heran: „Du, Lotte, sieh nur, kommt da nicht Hauptmann von Böhme?"

Auch Lotte eilte an das Fenster, und es war, wie Panchita sagte: in der Ferne erschien Hauptmann von Böhme im gemütlichsten Promenadenschritt. Er war, wie er es häufig zu tun pflegte, im Wald gewesen und kam nun mit einem großen Strauß grüner Zweige und bunter Blumen zurück. Als er bei dem Haus des Regierungsrats vorbeikam, sah er hinauf und grüßte die jungen Damen, und einer plötzlichen Eingebung folgend, trat er auf den Fahrdamm und hielt den Strauß, den er gepflückt hatte, in die Höhe.

„Eigentlich wollte ich die Blumen für mich selbst behalten,“ sagte er, „aber eben fällt mir der alte hübsche Vers wieder ein: die Blume der Blume — der Blume die Blume —“ und sich gegen Panchita und Lotte verneigend, hielt er mit jeder Hand die Hälfte des Straußes hoch. „Darf ich mir erlauben, die Blumen hier unten für die Damen abzugeben?“

Die beiden jungen Damen stießen sich heimlich an, so ritterlich war Herr von Böhme noch nie gewesen.

„Sie sind wirklich sehr liebenswürdig, Herr Hauptmann,“ nahm Panchita zuerst das Wort, „aber wir fürchten, Sie zu berauben, wenn Sie die Blumen wirklich für sich selbst pflückten.“

Sie ärgerte sich über ihn, daß er es ausdrücklich betont hatte, bei dem Pflücken der Blumen lediglich an sich selbst gedacht zu haben, aber er konnte anscheinend nicht anders, es war wohl wirklich sein Naturell, daß er jede Freundlichkeit mit einer Unfreundlichkeit und sogar mit einer Unhöflichkeit begleitete.

Auch Lotte erklärte sich jetzt mit Freuden bereit, die Blumen anzunehmen. „Aber geben Sie sie, bitte, nicht unten ab, Herr Hauptmann, wir kommen selbst hinunter, um sie Ihnen abzunehmen. Ich würde Sie bitten, näherzutreten, aber die Eltern sind leider nicht zu Haus.“

Einen Augenblick später traten die jungen Mäd-

chen ohne Hut und Jackett auf die Straße, und Hauptmann von Böhme überreichte erst Panchita, dann Lotte einen Strauß, und beide gaben ihm zum Dank die Hand. Und Panchita fühlte, wie er ihre Rechte drückte und sie zugleich heiß und leidenschaftlich ansah. Sie wich seinen Augen aus, zog ihre Hand zurück und begann mit ihm zu plaudern.

„Sehr schade, daß nicht auch die Damen im Walde waren," sagte er, „schön ist es da ja immer, aber heute war es doch besonders schön, vielleicht lag es aber auch nur an mir, daß es mir so vorkam. Ich hatte mich in die Einsamkeit geflüchtet, um allein zu sein mit mir, mit meinen Gedanken, es war da draußen so ruhig und so schön, daß ich von neuem fühlte: das schönste Gotteshaus ist doch die Natur. Und während ich abseits vom Wege unter den hohen Bäumen lag, dem Gesang der Vögel lauschte und dem Rauschen der Blätter zuhörte, habe ich Einkehr gehalten in mich selbst und darüber nachgedacht, was war, und über das, was wohl noch für mich kommen wird."

Er hatte, während er sprach, keinen Blick von Panchita abgewandt, und diese stand in größter Verlegenheit ihm wieder gegenüber. Was er da sagte, war ja schon wieder ein verstecktes Liebesgeständnis, denn sein ganzes Benehmen ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er sich in seinen Gedanken nur

mit ihr beschäftigt hatte. Aber sie wollte, sie durfte ihn auch jetzt nicht aussprechen lassen, sie mußte das Gespräch gewaltsam auf etwas andres bringen, und so sagte sie denn: „Wir glauben, daß es sehr schön im Walde war, aber auch wir haben einen sehr schönen Nachmittag verlebt, nicht wahr, Lotte? Eine hohe Exzellenz ist hier angekommen, es ist alarmiert worden, und mit klingendem Spiel ist das Regiment an unserm Hause vorbeimarschiert."

Hauptmann von Böhme stand einen Augenblick ganz starr, dann aber kam Leben in seine lange, hagere Gestalt.

„Und das sagen Sie mir erst jetzt?" fuhr er Panchita an, daß diese ganz erschrocken einen Schritt zurücktaumelte. „Das sagen Sie mir erst jetzt? Da lassen Sie mich hier ruhig auf der Straße stehen und mit Ihnen über ganz gleichgültige Dinge plaudern? Das ist ja ganz unerhört!"

„Aber was denken Sie sich denn eigentlich, ich bin doch keiner Ihrer Rekruten?" wollte Panchita sagen — in ihr kämpfte der Aerger über das, was er gesagt hatte, mit der Lust, über sein sonderbares Benehmen zu lachen.

Aber sie kam nicht dazu, überhaupt etwas zu sagen — ohne sich irgendwie zu verabschieden, machte der Hauptmann von Böhme plötzlich Kehrt, und den Säbel in die Linke nehmend, eilte er im Laufschritt

davon, seiner Wohnung entgegen. Um schneller vorwärts zu kommen, dann aber auch, damit sein Laufen militärisch aussähe, lief er streng nach dem Reglement: er nahm beide Ellbogen in die Seite und federte, wie das Gesetz es befiehlt, während des Laufens leicht in den Knien.

„Ist dir schon so etwas vorgekommen?" fragte Panchita ihre Freundin, aber plötzlich lachte sie laut auf: Hauptmann von Böhme stieß mit einem Mann, der in schneller Gangart eben aus einer Seitengasse kam, zusammen, und der Zusammenprall war so heftig, daß beide, nachdem sie aufeinander geprallt waren, wieder zurückflogen — gleich darauf aber war er den Blicken der jungen Damen entschwunden.

Die beiden Freundinnen gingen in das Haus zurück. „Wir wollen die Blumen gleich ins Wasser stellen!" rief Lotte.

„Meinetwegen," stimmte Panchita ihr bei, „die kleinen Blumen können ja schließlich nichts dafür, daß der, der sie uns gab, mehr als sonderbar ist, die Blumen sollen nicht darunter leiden."

Und mit geschickten Händen ordnete sie den Strauß in einer großen Blumenschale.

Neuntes Kapitel

Unterdes drehte sich die Erde weiter um sich selbst, einmal weil sie von Jugend auf daran gewöhnt war, dann aber auch, weil nach ihrer Meinung keine besondere Veranlassung vorlag, von der ihr liebgewordenen Gewohnheit abzuweichen. So war es Abend geworden und die Nacht nicht mehr fern.

Exzellenz hatte noch vor Einbruch der völligen Dunkelheit den markierten Feind durch einen seiner Generalstabsoffiziere aufbauen lassen, dann die General- und Spezialidee ausgegeben, dem Herrn Oberst den Auftrag mitgeteilt und wandte sich jetzt an die um ihn versammelten Offiziere: „Nicht wahr, meine Herren, Sie haben mich alle verstanden und wissen, worum es sich handelt? Ja? Das ist sehr schön. Dann wollen wir gleich anfangen. Nur noch eins: ich möchte Herrn Leutnant von Stern einen Spezialauftrag geben, um einmal zu sehen, was der Herr leistet. Also bitte, Herr Leutnant, Sie erhalten folgenden Befehl: die erste Kompagnie begleitet als selbständige rechte Seitendeckung den Vormarsch des Gros, versucht den linken Flügel des Feindes festzustellen und den Gegner in der Flanke, wenn irgend möglich, sogar im Rücken, anzugreifen. Verstanden, Herr Leutnant?“

„Zu Befehl, Euer Exzellenz.“

„Dann bitte, wiederholen Sie den Auftrag."

Das geschah. Der Gardestern sah wohl die spöttischen Mienen und das ironische Lächeln der Kameraden, er hörte auch, wie einer dem andern leise zuflüsterte: „Na, die Sache kann genußreich werden." Aber das brachte ihn nicht aus seiner Ruhe, und er antwortete mit einem wahrhaft überlegenen Lächeln. Nun war seine Stunde gekommen, nun würde er den andern mal zeigen, was er konnte.

„Dann treten Sie, bitte, gleich an, Herr Leutnant."

„Zu Befehl, Euer Exzellenz."

Der Herr Oberst wollte den Gardestern noch zu sich heranrufen, um ihn zu beschwören, sein Pferd, wenn irgend möglich, mit vier gesunden Beinen zurückzubringen, und sein Hauptmann, der endlich auf schäumendem Pferde erschienen war, um von Seiner Exzellenz seinem Stabe als Adjutant einverleibt zu werden, wollte den Gardestern zu sich heranrufen, um ihn zu beschwören, seine Leute heil zurückzubringen. Aber Exzellenz, die da glaubte, die beiden wollten dem Leutnant helfen, winkte sehr energisch ab: „Nein, bitte, meine Herren, lassen Sie den Herrn Leutnant ganz selbständig handeln."

So marschierte der Gardestern mit seiner Kompagnie ab, und nach Verlauf einer guten Stunde marschierte er immer noch. Er ging auf gut Glück darauf los. Erst bog er rechts ab, bis er glaubte,

sich in gleicher Höhe mit dem feindlichen linken Flügel zu befinden, dann ging er wieder geradeaus, bis das Gelände ihn abermals zwang, nach rechts auszubiegen, und dann ging er wieder geradeaus.

‚Wenn ich immer geradeaus pilgere,‘ dachte er, ‚muß ich doch schließlich auf den Feind stoßen. Na, und wenn ich den habe, dann biege ich noch etwas nach rechts aus, dann gehe ich geradeaus, bis ich hinter dem Flügel bin, dann mache ich kehrt oder lasse einschwenken und greife den Feind im Rücken an. Etwas Einfacheres gibt es auf der ganzen Welt nicht.‘

In der Theorie hatte der Gardestern vollständig recht, aber in der Praxis machte sich die Sache leider etwas anders: er fand den feindlichen linken Flügel nicht.

‚Irgendwo muß das Ding doch in der Welt sein,‘ dachte er. ‚Was da ist, muß man doch auch finden können, das wäre sonst doch mehr als lächerlich. Suchen wir weiter.‘

Und er irrte weiter mit seiner Kompagnie herum, aber er fand doch nichts.

‚Solch niederträchtiges Pech kann aber auch nur ich haben,‘ dachte er. ‚Nun habe ich endlich einmal meine Karte bei mir, und nun ist es so dunkel, daß man nichts sehen kann. Warum der liebe Herrgott aber auch gerade heute weder Mond noch Sterne leuchten läßt, ist mir völlig unklar. Versuchen wir, uns mit Hilfe eines Streichholzes zurechtzufinden.‘

Gleich darauf brannte die kleine Flamme, und er blickte auf die Karte: ‚Wo sind wir denn eigentlich?‘ Aber da er den Weg auf der Karte nicht hatte verfolgen können, so konnte er sich jetzt noch nicht darüber orientieren, wo er war, und als er ein Dutzend Streichhölzer und mehr verbraucht hatte, war er so klug wie zuvor. So gab er es auf, sich zu orientieren. ‚Wir werden den Feind schon finden.‘

Damit versuchte er sich zu trösten, aber auf die Dauer gelang ihm das nicht. Langsam, aber sicher wurde in ihm die Erkenntnis wach, daß er sich zur Abwechslung einmal wieder verlaufen habe.

Für eine Sekunde lähmte ihn der Schrecken, gleich darauf aber sprach er sich wieder Mut ein: ‚Nein, nein, du bist auf dem richtigen Wege, nur noch wenige Minuten, dann sind wir am Ziel.‘

Aber der Angstschweiß trat ihm doch auf die Stirn. Vor der Kritik fürchtete er sich nicht, er hatte einmal gelassen das große Wort gesprochen: „Mir imponiert keine Kritik.“ Die ließ ihn ganz kühl. Aber als er den Spezialauftrag bekam, hatte er sich stolz in die Brust geworfen und sich fest vorgenommen: ‚Nun wirst du den andern einmal beweisen, daß du nicht umsonst so lange bei der Garde standest. Nun wirst du einmal zeigen, daß du deinen Beinamen mit vollem Rechte führst.‘

Und nun hatte er sich doch wieder verlaufen: wenn

wenigstens der lange Scholten da gewesen wäre, dann hätte er sich mit dem aussprechen und sich bei ihm Rat holen können, aber der war krank, und den Unteroffizieren gegenüber durfte er nicht zugeben, daß er seiner Sache nicht ganz sicher war.

Der dicke Feldwebel Pohlmann, dem das Herumirren in der Natur schon lange keinen Spaß mehr machte, faßte sich jetzt ein Herz und redete den Vorgesetzten an: „Herr Leutnant, ich glaube, wir haben uns verlaufen, nach meiner Meinung . . .“

Aber der Gardestern unterbrach ihn: „Pohlmann, Sie kennen doch das schöne Wort: ‚Ich hab' hier nur ein Amt und keine Meinung.‘ Behalten Sie Ihre Weisheit für sich, ich habe mich vorhin auf der Karte auf das genaueste orientiert und weiß, wo wir sind.“

‚Die Lüge muß der Himmel mir einst verzeihen,‘ dachte er, ‚aber die Autorität muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Gebe ich zu, daß ich keinen Schimmer habe, wo wir hier eigentlich herumgondeln, dann fängt die Kompagnie im stillen an zu murren und zu schelten. Das darf nicht sein. Aber ich glaube, wir sind viel zu weit nach rechts ausgebogen.‘

Und auf gut Glück bog er an einer Wegkreuzung nach links ab, und nach einer guten Viertelstunde vernahm er heftiges Gewehrfeuer. Er ritt voraus und überzeugte sich davon, daß er sich tatsächlich im

Rücken des Feindes befände: ‚Na ja also,‘ dachte er, ‚ich habe es ja immer gesagt, daß wir uns auf dem richtigen Weg befänden, irgendwo mußte der Gegner sich ja auch aufhalten, — wie stehen wir nun da?‘

Er jagte im Galopp zurück, gab mit leiser Stimme seine Befehle, und gleich darauf stürmte er mit „Marsch . . . marsch . . . hurra“ auf den Feind, der, in der Front und im Rücken gleichzeitig angegriffen, die Waffen strecken mußte.

Gleich darauf ertönte das Signal: „Zur Kritik.“

„Meine Herren,“ begann Exzellenz, als die Offiziere um ihn versammelt waren, „Sie kennen mich zur Genüge, Sie wissen, daß ich keineswegs zu jenen Vorgesetzten gehöre, die da aus Prinzip alles tadeln, die da die Leistungen der Untergebenen schon deshalb nicht anerkennen, um Gelegenheit zu haben, ihr eignes Licht leuchten zu lassen. So bin ich nicht. Ich lobe viel eher, als daß ich tadle, aber trotzdem, meine Herren: was ich heute gesehen habe, hat mir nicht gefallen, absolut nicht.“ Und in durchaus sachlicher, ruhiger und belehrender Weise begründete Exzellenz sein Urteil.

„Aber zu meiner Freude kann ich auch zwei Kompagnien loben,“ fuhr Exzellenz, als des Tadelns genug geschehen war, nach einer kleinen Pause fort, „die fünfte Kompagnie und vor allen Dingen die erste, namentlich die letztere hat ihre Sache heute sehr gut gemacht.“

Hauptmann von Böhme legte, gewissermaßen für das Lob und für die Anerkennung dankend, die Hand an den Helm, aber Exzellenz winkte ab: „Lassen Sie es nur gut sein, Herr Hauptmann, zwar ist die erste Kompagnie ja Ihre Kompagnie, aber an dem, was sie heute geleistet hat, sind Sie ebenso unschuldig wie ich. Heute müssen Sie meine Anerkennung schon dem lassen, dem sie gebührt, und sie gebührt ganz allein Herrn Leutnant von Stern."

Ebenso schnell, wie Hauptmann von Böhme die Hand wieder hinunternahm, ebenso schnell nahm Leutnant von Stern die Hand in die Höhe.

„Wirklich, Herr Leutnant von Stern, ich kann Ihnen meine höchste Anerkennung nicht vorenthalten, Sie haben das noch dazu sehr schwierige Gelände in einer äußerst geschickten Art und Weise auszunutzen verstanden. Selbst für mich war Ihr Erscheinen da drüben an der Bergkuppe ganz unerwartet, selbst ich wußte vorübergehend nicht, wo Sie sich aufhielten. Ich kann nur sagen, ich freue mich sehr, Sie gleich beim ersten Male von der vorteilhaftesten Seite kennen gelernt zu haben. Sie verdienen wirklich jedes Lob, Herr Leutnant."

Der Gardestern saß hoch aufgerichtet im Sattel, unbeweglich, wie aus Erz gegossen, und sah den Vorgesetzten, während er sprach, scharf an, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Nun aber, als Exzellenz geendet, sah er sich im Kreise der Kameraden um: ‚Na, Kinder, was sagt ihr jetzt?‘ schienen seine Augen zu fragen. ‚Habe ich es euch nicht immer gesagt, daß ihr gar nicht ahntet, was ihr an mir habt? Jetzt habe ich es euch bewiesen! Genügt euch das nicht, dann beweise ich es euch bei passender Gelegenheit noch einmal, das kommt mir gar nicht darauf an. Wie sagte doch Exzellenz zu mir: „Sie verdienen wirklich jedes Lob.“ Und was eine Exzellenz sagt, ist doch über jeden Zweifel erhaben.‘

Ueberrascht sahen ihn die Kameraden an: diese Leistung hatten sie nicht von ihm erwartet, sie hätten nicht geglaubt, daß er eine solche Anerkennung finden würde, sie hätten vielmehr darauf geschworen, daß er sich abermals blamieren und sich ganz gehörig in die Brennesseln setzen würde. Sie hatten es ihm oft verdacht, daß er beständig mit seinem Können renommierte; nun aber, da er es bewiesen hatte, daß er etwas zu leisten imstande war, baten sie ihm im stillen ihr Unrecht ab und freuten sich mit ihm über das Lob, das er erntete.

Der einzige, der ihm das Lob nicht so ganz gönnte, war Hauptmann von Böhme. Einmal schmerzte es ihn, daß er seine Kompagnie nicht selbst geführt hatte, dann aber war er auch auf Herrn von Stern von Tag zu Tag schlechter zu sprechen. Seine Leiden-

schaft für Panchita war zu groß, als daß er, selbst im Dienst, im Gardestern lediglich seinen Leutnant und nicht zugleich auch seinen Rivalen gesehen hätte. Er hatte es versucht, den Leutnant und den Menschen auseinander zu halten, aber es war ihm nicht gelungen, und es gelang ihm auch jetzt nicht. Er gönnte ihm zwar nicht gerade alles Schlechte, aber er gönnte ihm auch nicht allzuviel Gutes. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn Stern einmal wieder eine Dummheit gemacht hätte, die seine Versetzung in ein andres Regiment nötig machte. Aber das war bisher noch nicht geschehen und würde nun auch wohl nicht mehr geschehen. Diese Anerkennung Seiner Exzellenz gab dem Gardestern vom Augenblick an eine ganz andre Position, er war fortan ein Offizier, mit dem man ernsthaft zu rechnen hatte.

Und das wollte Hauptmann von Böhme absolut nicht in den Sinn, denn er vermutete, vielleicht nicht ganz ohne Unrecht, daß die Anerkennung, die Stern im Dienst gefunden hatte, sicher dazu beitragen würde, ihn in seinem außerdienstlichen Leben noch selbstbewußter zu machen. Und vielleicht konnte er bei Panchita da doch noch ein gefährlicher Konkurrent werden, obgleich er nur ein Leutnant war.

Es war beinahe acht Uhr vormittags, als die Truppe wieder in die Garnison einrückte. Exzellenz war, wie man beim Militär zu sagen pflegt, nicht

zum Spaß gekommen, er hatte das Regiment gewaltig hochgenommen, es hatte eine gehörige Anzahl Kilometer schlucken müssen, alle waren todmüde, die Berittenen und die Unberittenen, die Offiziere und die Mannschaften, und nicht in letzter Linie Exzellenz, der für sich und seine Offiziere in „Stadt Hamburg“ Zimmer bestellt und seine Abreise von dem Ausfall der Besichtigung abhängig gemacht hatte. Das Wort „schön war es doch“ fand auf die verflossene Uebung keine Anwendung, so wollte Exzellenz am Nachmittag die Mannschaften teilweise in der Instruktion, teilweise im Einzelexerzieren besichtigen, das Nähere wollte er anordnen, wenn er geschlafen hatte.

Im stillen hatten alle gehofft, Exzellenz würde es nach dieser Alarmierung genug sein lassen des grausamen Spiels und mit dem nächsten Zuge wieder in seine Garnison und zu Weib und Kind zurückkehren. Daß er nun noch hier blieb, fand man überflüssig, daß er am Nachmittag die Inspizierung fortsetzen würde, mehr als überflüssig, trotz der Verehrung, die man Seiner Exzellenz als Menschen und Vorgesetzten zollte. Die Stimmung der Herren war daher auch nicht die rosigste; bisher hatte man eigentlich nur Tadel geerntet, wie würde der Nachmittag verlaufen?

Ganz besonders schlechter Laune war der Herr Oberst. Wohl unter dem Einfluß der gestrigen häuslichen Szene hatte es ihm heute nacht, als er sein

Regiment auf Befehl Seiner Exzellenz gegen den markierten Feind führte und die ihm von dem hohen Vorgesetzten gestellte Aufgabe zu lösen versuchte, an der nötigen Ruhe gefehlt. Er hatte nicht klar, nicht scharf und bestimmt genug disponiert, und das Ende vom Liede war gewesen, daß der Vorgesetzte ihn ein paarmal gefragt hatte: „Aber, Herr Oberst, was machen Sie denn nur? Ich verstehe Sie nicht.“ Heute nacht hatte er für seine Person Dummheiten gemacht; wenn nun heute nachmittag auch noch seine Untergebenen Torheiten begingen, dann konnte das unter Umständen von großem Einfluß auf seine Karriere sein, dann war es vielleicht aus, dann konnte er seine Hoffnung, General zu werden, nur aufgeben.

Als er zu Haus das Schlafzimmer betrat, war seine Frau, die bereits aufgestanden war, gerade im Begriff, es zu verlassen. Er bot ihr freundlich einen guten Morgen und versuchte sie auf die Stirn zu küssen, aber sie wies jeden Annäherungsversuch zurück: „So weit sind wir noch nicht,“ erwiderte sie. „Glaubst du, ich könnte die Kränkung, die unglaubliche Beleidigung, die du mir zugefügt hast, so schnell vergessen? Ich habe beständig über die Botschaft, die du den andern Damen sandtest, nachgedacht, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht ...“

„Ich auch nicht,“ unterbrach er sie. „Ich habe mehr als zwölf Stunden im Sattel gesessen, ich bin

todmüde und habe nur vier Stunden Zeit, mich auszuruhen. Gönne mir meine Ruhe, meinen Schlaf."

„Hast du gestern auf meine Ruhe, auf meinen Schlaf Rücksicht genommen?" fragte sie.

Er rang die Hände in unnennbarem Weh. „Weib... Frau," bat er, „ich tu' doch alles, was ich kann, um dir jeden Verdruß fernzuhalten, aber ich kann doch nicht zugeben, nicht dulden, daß du eine unsrer Offiziersdamen so beleidigst, wie du es getan hast. Das fällt auf mich zurück, ich bin verantwortlich für das, was im Regiment vorgeht, und ich kann dir nur wiederholen: wenn Exzellenz etwas davon erfährt, ist der Teufel los. Und das muß unter allen Umständen vermieden werden; ich habe heute so wie so verflucht wenig Lob geerntet, ich kann sogar ruhig sagen, ich habe mich blamiert."

„Warum blamierst du dich?" fragte sie gelassen. „Willst du mich etwa auch dafür verantwortlich machen? Und außerdem verstehe ich dich nicht: wenn du es noch nicht gelernt hast, dein Regiment zu führen, wann willst du es denn eigentlich lernen? Zeit wird's nachgerade."

„Nun fang du auch noch an, mir grob zu werden," schalt er ärgerlich, „nun misch du dich auch noch in meine dienstlichen Angelegenheiten und stell du mich auch noch zur Rede, daß ich das Regiment nicht in drei Treffen, wie Exzellenz es für richtig hielt, sondern nur in zwei Treffen auseinanderzog."

„Warum machst du auch so etwas?“ fragte sie noch einmal. „Ich finde überhaupt, daß du dich in der letzten Zeit ziemlich oft blamierst, mein Freund; allerdings, für einen bedeutenden Soldaten habe ich dich nie gehalten.“

Er wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte, aber schließlich behielt der Aerger doch die Oberhand: „Gottlob ist deine Ansicht nicht maßgebend, auch glaube ich, daß du von dem Waffenhandwerk denn doch noch weniger verstehst als ich und daß es dir an dem richtigen Urteil über mein Können und Nichtkönnen gebricht.“

Unter andern Umständen hätte er die Worte seiner Frau humoristisch aufgefaßt, aber nach den wenig freudigen Erfahrungen der letzten Nacht klang ihm das Urteil seiner Frau wenig tröstlich, es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie gesagt hätte: „Was liegt daran, wenn du auch heute wirklich einmal einen Fehler machtest, ein tüchtiger Offizier bist du doch, das wissen alle.“

Das hätte seinen gesunkenen Mut neu belebt, aber was sie ihm da soeben gesagt hatte, raubte ihm in seiner augenblicklichen Stimmung den letzten Rest seines Selbstvertrauens, und so lag er, nachdem seine Frau ihn verlassen und er das Bett aufgesucht hatte, noch lange wach. Bange Zweifel und Sorgen quälten ihn, denn auch ein Oberst ist nur ein Mensch, und

ruhelos warf er sich hin und her, bis der Schlaf sich doch seiner erbarmte. Und der Traumgott gaukelte ihm gar liebliche Bilder vor: er sah Beinkleider mit ganz breiten, roten Streifen, Ueberröcke mit gold- und silbergewebten Raupen, und in weiter Ferne winkte etwas, das genau wie ein Feldmarschallstab aussah. Und bei dem Anblick dieser Herrlichkeiten lächelte er im Traum; das glückliche Lächeln eines Kindes, das da kurz vor Weihnachten alle Herrlichkeiten, die es sich zum Feste gewünscht hat, im Traume vor sich sieht, umspielte seinen Mund. Im Traume war er wieder sehr gern Soldat.

Zehntes Kapitel

Es war am Nachmittag desselben Tages. Auf dem Kasernenhof waren die Kompagnien zur Besichtigung Seiner Exzellenz angetreten. Rechts standen die geraden, links die ungeraden Nummern. Die ersten wollte der hohe Vorgesetzte im Einzelexerzieren, die letzteren in der Instruktion besichtigen. Die Offiziere und Unteroffiziere eilten in Erwartung Seiner Exzellenz unruhig auf und ab, sie gingen die Front entlang und sahen nicht zum ersten und nicht zum letzten Male den Anzug der Mannschaften nach. Hier wurde eine Mütze gerade gerückt, dort eine Halsbinde

noch eine Kleinigkeit weiter herausgezogen, dort an einem Rock eine Falte beseitigt; es fand sich immer noch etwas.

Und während die Offiziere den Anzug nachsahen, ermahnten sie gleichzeitig ihre Leute und instruierten sie noch, so gut es in der Eile ging. Auf der rechten Seite hieß es: „Denkt mir daran, bei ‚Gewehr über‘ eine Pause zu machen, — ihr wißt, Exzellenz legt namentlich darauf großen Wert.“

Und auf der linken Seite hieß es: „Es gibt eine allgemeine und eine besondere Posteninstruktion — man unterscheidet Visierfuß, Visierkamm und Visierfeder —, die Höhe des Verpflegungszuschusses richtet sich nach den Marktpreisen der Garnison; ihr wißt, Exzellenz legt großen Wert darauf, daß das jeder weiß.“

Das entsprach nun zwar nicht der Wahrheit, aber es schadete nichts, wenn man diesen Glauben bei den Untergebenen erweckte.

In der größten Aufregung von allen befand sich Leutnant von Weiden, der auf Grund des Telegramms heute mittag vom Urlaub zurückgekommen war und sich sofort bei allen Vorgesetzten, auch bei dem Herrn Divisionskommandeur, gemeldet hatte. Acht Tage hatte er seine Leute nun nicht gesehen, viel hatten sie nicht gewußt, als er abreiste, und als er wiederkam, wußten sie gar nichts, davon überzeugte er sich durch einige Fragen, die er jetzt an sie stellte.

„Kinder, wir blamieren uns ja bis zur Unsterblichkeit,“ sagte er jetzt, „das sehe ich schon kommen, da hilft uns kein Gott im Himmel. Tut mir wenigstens den Gefallen und haltet nicht ganz den Mund, antwortet irgend etwas, selbst wenn es der größte Blödsinn ist. Und vor allen Dingen sprecht laut, ihr wißt, darauf legt Exzellenz ganz besonderen Wert.“

Auch Leutnant von Stern instruierte noch fleißig. Nach seiner Meinung hatte das wenig Wert, denn was die Leute nun noch nicht wußten, lernten sie im letzten Augenblick ganz gewiß nicht. Aber sein Hauptmann hatte es befohlen: der ging mit großen Schritten vor der Front auf und ab, wie vor jeder Besichtigung war er auch heute sehr aufgeregt, und die fast stoische Ruhe, mit der Leutnant von Stern den kommenden Ereignissen entgegensah, machte ihn noch nervöser. In der Mitte des Kasernenhofes stand der Oberst mit den Stabsoffizieren und blickte gespannt nach dem Portal, durch das Seine Exzellenz kommen mußte. Und mit einem Male ertönte das „Heraus!“ des Postens vor Gewehr. Die Kasernenwache, die in Erwartung des hohen Vorgesetzten schon lange auf dem Qui-vive saß, stürmte aus dem Wachtlokal heraus, einer drängte und schob den andern, jeder wollte als erster sein Gewehr, das draußen in der Gewehrstütze stand, in der Hand haben, jeder wollte als erster auf seinem Platz stehen.

„Dunnerwetter, mien Helmtüt!“ (mein Helm) erklang da eine Stimme.

Bei dem Gedränge war dem Spielmann der Helm vom Kopf gestoßen und rollte nun den etwas schrägen, abschüssigen Boden des Portals entlang, dem Vorgesetzten entgegen. Der Spielmann wollte retten, was zu retten war, und lief hinterher, da aber erklang schon das Kommando des Unteroffiziers: „Stillgestanden!“, und wie von der Tarantel gestochen fuhr der Spielmann in die Höhe und stand still. Er nahm sich nicht einmal Zeit, seinen vorschriftsmäßigen Platz am rechten Flügel der Wache wieder einzunehmen, er blieb da stehen, wo er stand, mitten im Portal.

Und sein Helm rollte weiter und weiter, gerade auf Exzellenz los. „Drei Tage Mittelarrest,“ sagte sich der Spielmann im stillen.

„Das Gewehr — über, Achtung, präsentiert das Gewehr!“ erscholl das Kommando.

Und der Helm rollte weiter und weiter.

„Vater im Himmel, erbarme dich meiner und hab' ein Einsehen,“ stöhnte der Spielmann im stillen. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn.

Und nun war der Helm Seiner Exzellenz zwischen die Beine gekommen, so daß der hohe Herr strauchelte und um ein Haar der Länge nach hingeschlagen wäre.

„Fünf Tage, wenigstens fünf Tage,“ stöhnte der Spielmann, „wenn nicht sogar sieben.“

Es wurde Nacht vor seinen Augen, wirkliche Nacht, denn Exzellenz hatte sich gebückt, den Helm aufgehoben und setzte ihn dem Spielmann so energisch auf den Kopf, daß die so wie so etwas weite Kopfbedeckung mit ihrem Schirm dem Manne bis über die Nasenspitze ging.

Dem Spielmann brummte der Schädel ganz gewaltig, aber trotzdem machte er ein sehr vergnügtes Gesicht, er wußte, von einer Arreststrafe war nun nicht mehr die Rede.

Seine Exzellenz betrat unterdes den Kasernenhof und ließ, nachdem er die Meldungen entgegengenommen hatte, die fünfte Kompagnie mit der Instruktion anfangen.

„Bitte, Herr Leutnant von Weiden, instruieren Sie über den Krieg 70/71.“

„Zu Befehl, Euer Exzellenz,“ klang es sehr energisch zurück.

Die ganze Art und Weise, wie Weiden sein „Zu Befehl“ sagte, wie er sich zu seiner Abteilung begab, wie er sich vor der Front in untadelhafter Haltung hinstellte und durch sein eignes Benehmen vor der Front auch seine Leute gewissermaßen hypnotisierte, seinem Beispiel zu folgen und tadellos dazustehen, machte auf Seine Exzellenz einen sehr guten Eindruck.

„Ist wohl ein sehr tüchtiger Offizier?“ erkundigte sich Exzellenz bei dem Herrn Oberst.

„Sehr tüchtig, Euer Exzellenz," gab dieser zur Antwort, „ein allgemein beliebter Kamerad."

„So, so, das freut mich zu hören," entgegnete Exzellenz, dann trat er näher an die Abteilung heran, um die Antworten besser verstehen zu können.

Aber bis jetzt hatten die Leute überhaupt noch nichts geantwortet, nur auf die Frage: „Wer siegte in dem Feldzug?" hatte der Dümmste der Dummen mit tiefinnerster Ueberzeugung geantwortet: „Die Franzosen."

Weiden warf einen Blick nach Seiner Exzellenz, ob der diese himmelschreiende Torheit gehört hätte, dann sagte er so laut, daß der Vorgesetzte es hören mußte: „Ganz recht, die Franzosen haben nicht den Sieg davongetragen, sondern wer?"

Und ohne gefragt zu sein, rief ein Mann, der seine Weisheit nicht länger für sich behalten wollte und darauf brannte, sie zum besten zu geben: „Ei ja, die Sachsen!"

Hätte Weiden nicht stillstehen müssen, er hätte sich die Haare gerauft. Nun trat Exzellenz ganz dicht an ihn heran und hörte aufmerksam zu.

Das Ende vom Liede war ein mehr als klägliches Fiasko.

„Gerne will ich darauf Rücksicht nehmen, daß Sie ein paar Tage beurlaubt waren, das entschuldigt manches, aber nicht alles," nahm Seine Exzellenz das

Wort, „und daß Sie so schlecht abgeschnitten haben, tut mir deshalb besonders leid, weil es die letzte Besichtigung für Ihren Herrn Hauptmann in seinem alten Regiment ist.“

Und als sowohl Hauptmann von Schuden als die andern Offiziere Seine Exzellenz verwundert ansahen, fuhr dieser fort: „Ja, ja, Herr Hauptmann, ich habe eine große Ueberraschung für Sie, die ich Ihnen eigentlich erst später mitteilen wollte. Ich habe Nachricht erhalten, daß meine Eingabe Erfolg gehabt hat, und ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Sie auf die warme Fürsprache Ihrer Vorgesetzten hin vorläufig auf drei Jahre zur Unteroffizierschule abkommandiert worden sind. Infolge der Erkrankung eines dorthin Kommandierten werden Sie schon an einem der allernächsten Tage abreisen müssen. Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen, denn ich bin fest davon überzeugt, daß das Kommando, das auch finanziell nicht unbedeutende Vorteile mit sich bringt, Ihnen in jeder Hinsicht gefallen wird.“

Hauptmann von Schuden war über diese Auszeichnung, die ihm zuteil wurde und an die er in seinen kühnsten Träumen nicht zu denken gewagt hatte, so starr, daß er nicht ein Wort des Dankes dem Vorgesetzten gegenüber fand. Und wie würde sich erst seine kleine Frau, seine Hedwig, freuen, wie glücklich würde sie sein, wenigstens auf Jahre hinaus

den drückenden finanziellen Verhältnissen zu entgehen!

Und fast ebenso wie Hauptmann von Schuden freute sich der Herr Oberst. Zwar tat es ihm leid, einen so tüchtigen Offizier aus dem Regiment zu verlieren, aber andrerseits freute er sich im Interesse seines Regiments über die Auszeichnung, die einem seiner Offiziere zuteil wurde. Und plötzlich hätte er vor Freuden beinahe Hurra gerufen, denn mit einem Male fiel ihm ein, daß jetzt der Streit zwischen seiner Frau und Frau von Schuden ein Ende habe. Daß Schudens Luise mitnehmen würden, war ganz ausgeschlossen, oder richtiger gesagt: es war ausgeschlossen, daß Luise mitgehen würde, denn die war hier in der Stadt geboren, hatte hier ihren Anhang und ihre Verwandten und hatte einmal erklärt, lieber zu sterben, als in die Fremde zu gehen. Schudens würden also Luise entlassen müssen, und sobald Luise nicht mehr dort im Hause war, war die Streitaxt begraben, einer Versöhnung stand nichts mehr im Wege, und der bevorstehende Abschied würde die Herzen milder stimmen und es bewirken, daß selbst Hauptmann von Schuden nicht mehr so streng auf dem Wortlaut seiner Forderung bestehen würde. In seiner Freude hätte er es beinahe überhört, wie Exzellenz sich jetzt der ersten Kompagnie zuwandte.

„Bitte, Herr Leutnant von Stern, instruieren auch

Sie über den letzten Feldzug; ich bin begierig, was Ihre Leute davon wissen."

Und Stern erntete Lorbeeren, ein besseres Thema als dieses, das er mit seinen Leuten bis zur Bewußtlosigkeit durchgenommen hatte, hätte er ja gar nicht bekommen können. Schlag auf Schlag folgten die Antworten und die Leute begnügten sich nicht damit, nur wenige Worte zu sagen, sondern sie erzählten so ausführlich, daß Exzellenz in helles Entzücken geriet: „Sehen Sie, Herr Leutnant von Stern, Sie sind mein Mann, so will ich die Instruktion haben und nicht anders," sagte er. „Bitte, Herr Oberst, lassen Sie die sämtlichen Herren Ihres Regiments herankommen, um zuzuhören; ich wünsche, daß in Zukunft bei allen Kompagnien so instruiert wird. Sie aber, Herr Hauptmann von Böhme, bedanken Sie sich nur ruhig bei Ihrem Leutnant; Herr von Stern hat es erreicht, daß mir Ihre Kompagnie in jeder Hinsicht am besten von allen gefallen hat."

Diese Worte waren nun gar nicht nach dem Sinne des Herrn Hauptmanns, aber schließlich blieb ihm ja nichts andres übrig, als dem Wunsche des Vorgesetzten nachzukommen, und als Exzellenz nun zu einer andern Kompagnie ging, trat er auf Herrn von Stern zu, gab ihm die Hand und sagte: „Ich danke." Dann ging er mit schnellen Schritten seiner Exzellenz nach, der Gardestern aber wandte sich an seine Leute: „Na,

nun freut euch Jungens, das habt ihr gut gemacht, lange genug hat es ja aber auch gedauert, bis die Weisheit in eure Schädel hineinkam. Na, nun seid zufrieden; wenn der Herr Hauptmann nichts dagegen hat, werde ich euch heute abend ein Glas Bier spendieren. Nun macht, daß ihr auf die Stube kommt, ruht euch aus auf euren Lorbeeren und schlagt heute abend nicht über die Stränge. Links um, ohne Tritt, marsch."

Und halb stolz, halb verlegen lächelnd zog die Kolonne von dannen; so recht konnten sie es selbst nicht glauben, daß ihr Wissen sogar einer Exzellenz imponiert hatte.

„Minsch, dat wi so klauk sind, häv ick wahrhaftig nich wußt," sagte ein Mann zum andern, als sie oben auf ihrer Stube angelangt waren.

„Na, mi is dat ja nu teemlich schnubbe, ob ick klauk oder dumm bin," meinte ein biederer Mecklenburger, „beter is dat aber doch so, mi freut dat man för unsen Leutnant. Affschunnen hett hei sick nog mit uns, hei hett sick nog Mäuh mit uns gewen."

„Dat weet de leiwe Herrgott," meinte ein andrer, „besünners mit di, min Jung; en schäunen Kopp häst du ja, aber hei is man höllisch dick, so licht geiht da nix rin."

„Hol du man 't Mul," verteidigte sich der Mecklenburger, „bi di hät de Leutnant ock immer seggt:

‚Meier,‘ hät hei seggt, ‚wo is dat blots minschenmöglich, dat eener so dumm sien kann und doch leevt.‘“

Alle lachten, und da Meier die Wahrheit dieser Aeußerung nicht leugnen konnte, mußte er klein beigeben und sich für besiegt erklären. Er tat das mit den Worten: „Von dei Wissenschaft hävv ick nu fürs irste nog, ick will mi nu man min Piep Toback in 't Mul stäken. Ne Piep hävv ick, wer will mi mit en beeten Toback unner de Arm griepen?“

„Giwst du tein Penning für en Piep vull?“ fragte ein Kamerad, der einen gefüllten Tabaksbeutel in der Hand hielt.

„Tein Penning für een Piep? Minsch, ick bin doch nich unklauk, ick bin doch nich de Kaiser von China.“

Endlich einigte man sich dahin, daß Meier für zwei Pfeifen zehn Pfennig bezahlen sollte. Unterdes nahm die Besichtigung auf dem Kasernenhof ihren Fortgang, und das Endresultat war schließlich, daß der Gardestern in der Instruktion der Beste, Weiden aber der Schlechteste blieb.

Um sechs Uhr verabschiedete sich Exzellenz, nicht ohne ein baldiges Wiederkommen in Aussicht zu stellen, und gleich darauf gingen die Offiziere nach Haus. Und wie schon so oft, gingen Weiden und Stern zusammen. Aber während den Gardestern das viele Lob, das er heute geerntet, vollständig kalt ließ, da

er es seiner gewissenhaften Ueberzeugung nach auch redlich verdient hatte, war Weiden von einer fast ausgelassenen Lustigkeit.

„Aber Weiden,“ sagte Stern verwundert, „Sie sind doch sonst nicht so; ich weiß, daß Sie sonst für Tadel oder Anerkennung absolut nicht unempfänglich sind, — verstellen Sie sich jetzt, oder ist es Ihnen wirklich ganz gleichgültig, daß Sie heute schlecht abgeschnitten haben?“

„Es rührt mich heute wirklich nicht,“ gab Weiden zur Antwort. „Ich bin sehr gut angeschrieben, der heutige Reinfall schadet mir nichts, bei der nächsten Gelegenheit wetze ich die Scharte wieder aus, heute ist mir alles einerlei, die Hauptsache war, daß Exzellenz kam und daß ich zurückbeordert wurde.“

„Wieso das?“ fragte Stern verwundert.

„Das will ich Ihnen mit wenigen Worten erklären,“ gab Weiden zur Antwort und fuhr dann fort: „Sie wissen, daß ich nach Hause fuhr, um mich auf den ausdrücklichen Wunsch meines Vaters zu verloben.“

„Und haben Sie sich verlobt? Darf man gratulieren?“ fragte Stern.

Weiden machte sein vergnügtestes Gesicht: „Sehe ich wie ein unglücklicher Bräutigam aus?“ fragte er. „Nein, so weit sind wir Gott sei Dank noch nicht. Aber Exzellenz kam für mich wirklich gerade zur rechten

Zeit, er war für mich tatsächlich der deus ex machina. Vierundzwanzig Stunden später — und ich wäre eine Leiche, pardon, ein glücklicher Bräutigam gewesen."

Unwillkürlich mußte Stern lächeln. „Haben Sie eine solche Abneigung vor der Ehe?" fragte er.

„Nein," gab Weiden zur Antwort, „das nicht. Ich habe in der letzten Zeit auf Befehl meines Vaters so viel über die Ehe nachgedacht, daß ich wirklich zu der Einsicht gekommen bin, es sei für mich das beste, zu heiraten."

„Na also," meinte Stern, „dann verstehe ich Sie um so weniger."

„Aber Stern, das ist doch furchtbar einfach," erwiderte Weiden. „Bei der Ehe kommt es doch nicht nur darauf an, daß man heiratet, sondern es ist doch auch gewissermaßen nicht ganz gleichgültig, wen man heiratet."

„Da mögen Sie nicht so unrecht haben," erwiderte Stern, dann fragte er: „Und die junge Dame, die Ihr Herr Vater für Sie ausgesucht hat, gefiel Ihnen nicht?"

Leutnant von Weiden blieb stehen und sah den Kameraden groß an. „Sie gefiel mir nicht, meinen Sie?" fragte er. „Lieber Freund, ich kann Ihnen sagen, sie mißfiel mir sogar, und zwar gründlich. Die guten Eigenschaften, die sie besitzt, scheint sie irgendwo für immer begraben zu haben, nur ihre

Fehler besitzt sie noch, und die scheint sie mit einer Liebe gepflegt und kultiviert zu haben, die entschieden einer besseren Sache würdig ist. Und wie sie sich in ihrem inneren Wesen zu ihrem Nachteil verändert hat, so auch in ihrem äußeren. Sie ist weder nett noch hübsch, und doch hätte ich mich mit ihr verloben müssen, wenn Exzellenz nicht gekommen wäre und wenn das Telegramm des Kommandeurs mich nicht zurückgerufen hätte. Heute abend um sechs Uhr ist bei meinen Eltern großes Zauberfest, da sollte die Sache zum Abschluß gebracht und die Verlobung proklamiert werden." Und in der Freude seines Herzens faßte er den Freund am Arm. „Mensch — Stern, Sie wissen ja gar nicht, wie glücklich ich bin diesem freudigen Ereignis entronnen zu sein, ganz abgesehen davon, daß ich es für ein Unrecht halte, ein Mädchen zu heiraten, das man nicht liebt."

„Auch darin bin ich Ihrer Ansicht," stimmte Stern ihm bei, „aber wie ist es nun? Verlangt Ihr Herr Vater nicht, daß Sie zurückkommen oder wenigstens schriftlich um die Hand der jungen Dame anhalten?"

„Das schon," erwiderte Weiden, „er fordert sogar, daß ich mich innerhalb der nächsten drei Tage verlobe, er hat mir einen Scheck über dreitausend Mark mitgegeben, den ich hier bei der Filiale der Reichsbank an demselben Tage zu bar Geld machen darf, an dem ich ihm das eine Wort telegraphiere: ‚Verlobt'."

Der Gardestern hatte sehr aufmerksam zugehört, nun fragte er: „Wissen Sie wohl, daß das sehr unvorsichtig von Ihrem alten Herrn ist?“

Ueberrascht blickte Weiden auf. „Wieso denn?“ fragte er ganz erstaunt.

„Wenn ich Sie recht verstand, und wenn Sie sich wirklich ganz korrekt ausdrückten,“ gab Herr von Stern zur Antwort, „dann liegt die Sache doch so, daß Sie sich das Geld an dem Tage holen können, an dem Sie telegraphieren: ‚Verlobt‘. Sie brauchen ja also gar nicht zu melden, daß Sie sich mit der Ihnen von Ihrem Herrn Vater ausgesuchten jungen Dame verlobten, sondern daß Sie sich überhaupt nur verlobten, dann haben Sie den Willen Ihres Herrn Vaters innegehalten, Sie haben das Geld, und dem fait accompli wird Ihr Herr Vater gegenüber seinen Widerspruch um so weniger aufrecht erhalten können, als er sich selbst sehr ungenau ausgedrückt hat.“

Weiden war von neuem stehen geblieben und sah den Kameraden mit großen, strahlenden Augen an, während sich sein Gesicht vor Freude und Entzücken mehr und mehr verklärte. „Mensch,“ rief er, „Stern, Sie sind mein Retter, mein Engel, auf den Ausweg wäre ich wahrhaftig in meinem ganzen Leben nicht gekommen, und ich bin doch sonst wahrhaftig nicht auf den Kopf gefallen, wenn es sich darum handelt, meinem fast zu strengen Vater ein Schnippchen zu

schlagen. Die Idee ist einfach genial, einfach großartig, sie ist überhaupt die glänzendste Idee, die jemals ausgedacht worden ist. Die müssen wir feiern, kommen Sie mit in meine Wohnung; meine Mutter hat mir einen großartigen Freßkober mitgegeben, der enthält die schönsten Sachen, da wollen wir uns einmal bene tun."

Wenig später saßen sich die Kameraden in Weidens Wohnung gegenüber und schwelgten in Leberwurst, in Gänsebrust und in andern Delikatessen, und während sie aßen, hörte Weiden nicht auf, in begeisterten Worten den Plan des Freundes zu loben. „Einfach genial, — hier nehmen Sie doch noch ein Stück, wozu ist das Schwein denn überhaupt geboren, geschlachtet und in Wurst verwandelt, wenn wir uns nicht an ihm gütlich tun wollen? Wissen Sie, es muß eigentlich scheußlich sein, nur auf die Welt zu kommen, um später als Wurst zu enden, die Lebensaufgabe könnte mir nicht gefallen. Na, wir sind ja gottlob zu Höherem da. Trinken Sie mal einen Kümmel zwischendurch, sonst bekommt uns dies fette Zeug noch schlechter, als es so wie so schon der Fall sein wird. Aber neugierig bin ich, was mein alter Herr für ein Gesicht machen wird, wenn ich ihm telegraphiere: ‚Verlobt', und wenn er dann erfährt, daß es gar nicht diejenige ist, die ... Er ist imstande, hierherzukommen und die Verlobung wieder rückgängig zu machen."

Stern hatte sich gerade ein großes Stück gepreßten Schweinekopfs in den Mund geschoben, so verging eine geraume Zeit, ehe er sprechen konnte, dann aber sagte er: „Na, so weit sind wir ja noch nicht, vorläufig sind Sie ja noch gar nicht verlobt, und ob es Ihnen überhaupt gelingt, sich in dieser kurzen Frist eine Braut zu verschaffen, das ist doch auch sehr die Frage.“

Aus dem siebenten Himmel stürzte Weiden so plötzlich und so jäh in den allertiefsten Abgrund, daß er sogar die Spickbrust auf den Boden fallen ließ, ohne es zu bemerken. Aus seinem Gesicht, das vorhin eitel Freude und Sonnenschein gewesen war, sprach mit einmal die tiefste Niedergeschlagenheit. „Stern, Sie Unglücksrabe, da haben Sie wieder einmal recht,“ sagte er ganz geknickt, „woher soll ich wohl so schnell eine Braut bekommen, noch dazu eine, die mich liebt, und eine, die ich wieder liebe?“

„Ja, lieber Freund, das weiß ich auch nicht,“ gab Stern zur Antwort, „ich habe Ihnen einen guten Rat gegeben, ausführen müssen Sie ihn selber.“

„Nein, Stern, das gilt nicht!“ rief Weiden lebhaft. „Wenn Sie mir den Himmel auf Erden zeigen, dann müssen Sie mir auch helfen, da hinein zu spazieren. Da hilft Ihnen nun niemand.“

Es herrschte eine lange, lange Pause, dann fragte Stern: „Was meinen Sie dazu, wenn Sie sich mit Fräulein Osterloh verlobten?“

Stern hatte diesen Namen nur genannt, weil er oft das freundschaftliche Verhältnis, in dem die beiden miteinander standen, beobachtet hatte. Freundschaft erzeugt ja zuweilen Liebe, und so war es nach seiner Ansicht nicht ausgeschlossen, daß die beiden mit der Zeit sich auch würden lieben können.

Um so größer war daher sein Erstaunen, als Weiden sich plötzlich in seinem Stuhl hintenüber legte und lange schweigend vor sich hinsah. „Sagen Sie mir einmal, Stern, wie kommen Sie eigentlich gerade auf Fräulein Osterloh?" fragte er dann, und ohne die Antwort des Freundes abzuwarten, fuhr er fort: „Sehen Sie mal, Stern, mit der Lotte, wie ich sie ja auch im persönlichen Verkehr oft nenne, ist es mir in der letzten Zeit ganz komisch gegangen, ich habe in den letzten acht Tagen mehr an sie gedacht, als in meinem ganzen bisherigen Leben. Wenn ich mit meiner Zukünftigen, die mein Vater für mich ausgesucht hatte, zusammen war, wenn ich neben ihr bei Tisch saß und mit ihr plauderte, kurz, so oft ich sie sah, stieg immer Lottes Bild vor mir auf, und dann stellte ich Vergleiche an. Ich verglich das Aeußere, die Charaktere der beiden miteinander, und ich nahm wohl nur deshalb Lotte als Vergleich, weil ich kein andres junges Mädchen so gut kenne wie sie, weil sie sich mir gegenüber stets so gab, wie sie ist und wie sie denkt, und ich kann nur sagen, der Vergleich

fiel jedesmal sehr zu Gunsten von Lotte aus. Und ich glaube sogar: daß die von meinem Vater für mich ausgesuchte junge Dame mir so mißfiel, daran ist ganz allein Lotte schuld."

Leutnant von Stern hatte gespannt den Worten des Freundes gelauscht, nun sprang er mit einer an ihm ganz fremden Lebhaftigkeit in die Höhe und rief: „Weiden, wenn alles so ist, wie Sie sagen, dann sind wir fein heraus, dann haben wir gewonnenes Spiel, denn alles, was Sie mir erzählen', beweist mir, daß Sie bis über beide Ohren in Fräulein Osterloh verliebt sind."

„Nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie sind total verrückt!" Das war alles, was Weiden vor grenzenlosem Erstaunen zu sagen vermochte.

„Bitte, bitte, genieren Sie sich gar nicht," entgegnete Stern lustig. „Machen Sie ruhig Ihrem Herzen Luft, sagen Sie alles, was Sie wollen, recht habe ich doch."

Dieses Mal widersprach Weiden nicht gleich, sondern blickte eine ganze Zeitlang nachdenklich vor sich hin. „Glauben Sie wirklich?" fragte er endlich mit unsicherer Stimme. „Ich will es nur offen eingestehen, wenn ich in der letzten Zeit an Lotte dachte, dann war es anders, als wenn ich sonst an sie dachte. Am Tag, bevor ich abreiste, hatte ich den Gedanken, daß es nun für immer vorbei sei mit der goldenen Frei-

heit, da kramte ich noch einmal in alten Briefen und sah mir auch noch einmal die Photographien der jungen Damen an, die ich zu lieben glaubte, und die mir da geschworen hatten, daß auch sie mich liebten. Da fiel mir auch Lottes Bild in die Hände, und da tat das kleine Mädchen mir eigentlich leid, ich hatte die Empfindung, als wenn sie in die Gesellschaft, in der sie sich da befand, nicht hineingehörte."

„Und da zweifeln Sie immer noch, daß Sie Fräulein Osterloh lieben?" fragte Stern lebhaft. „Einen besseren Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung hätten Sie doch gar nicht erbringen können. Fräulein Osterloh paßt nach Ihrer Ansicht doch nur deshalb nicht in die Gesellschaft, weil Sie die junge Dame in jeder Hinsicht viel zu hoch schätzen, als daß Sie diese mit den andern jungen Mädchen, mit denen sie flirteten, auf dieselbe Stufe stellen. Leugnen Sie es meinetwegen, wenn Sie wollen, aber Sie lieben die junge Dame!"

„Glauben Sie wirklich?" fragte Weiden noch einmal und setzte dann hinzu: „Ich habe in meinem Leben so oft und so viel geliebt, daß ich gar nicht mehr weiß, wie die richtige Liebe aussieht. Früher, da war es ganz anders; wenn ich da eine Dame liebte, da ruhte ich nicht eher, als bis ich sie geküßt, bis sie an meinem Halse hing, mich wieder küßte und mir sagte: ‚Ach, Oskar, ich habe dich ja so schrecklich lieb.'"

„Und dann war es mit der Liebe vorbei, nicht wahr?“ fragte Stern.

Weidens Wangen färbten sich dunkelrot vor Verlegenheit. „Nicht immer,“ gab er schließlich zur Antwort, „aber eigentlich doch fast immer.“

„Na, da haben wir es ja,“ erwiderte Stern, „und die wenigen Ausnahmen, die Sie einräumen, werden auch nicht allzulange in Ihrem Herzen gewohnt haben. Die Liebe, die Sie da schildern, ist die richtige Liebe nicht, das wissen Sie so gut wie ich. Und daß Sie einen derartigen flüchtigen Wunsch bei Fräulein Lotte noch nicht hatten, beweist eben, daß die Liebe dieses Mal viel, viel tiefer bei Ihnen sitzt, daß sie da sitzt, wo sie sitzen soll: im Herzen.“

„Glauben Sie wirklich?“ fragte Weiden noch einmal. Er wurde bei den Worten des Freundes ganz irre an sich selbst. Daß er etwas für Lotte empfand, das wußte er ja schon seit langer Zeit; daß das aber die Liebe sein sollte, wollte ihm immer noch nicht in den Sinn.

„Und wenn Sie nun recht hätten mit dem, was Sie sagen,“ nahm er schließlich das Wort, „was wäre mir denn damit geholfen? Zum Lieben gehören immer zwei: einer, der liebt, und einer, der wiedergeliebt wird.“

„Man sagt so,“ stimmte Stern ihm bei, „aber ich glaube, über den Punkt können Sie sich beruhigen. Fräulein Osterloh liebt Sie ganz sicher.“

„Nun hören Sie aber auf,“ bat Weiden, „wie

soll denn Lotte dazu kommen, mich zu lieben? Wir haben doch nie davon gesprochen."

„Ist denn das so nötig?" fragte Stern. „Die Dinge, die uns am meisten beschäftigen, pflegen wir für uns zu behalten, die vertrauen wir keinem andern an. Je gleichgültiger aber die Sachen sind, desto leichter sprechen wir von ihnen. Diese Weisheit ist ja schon Jahrhunderte alt. Und daß Sie das noch nicht gemerkt haben wollen, daß Fräulein Lotte Ihnen mehr als gut ist, das glaube Ihnen ein andrer, ich aber nicht."

„Ich schwöre es Ihnen, Stern," sagte Weiden feierlich, „ich bin noch nie auf den Gedanken gekommen."

„Dann haben Sie im Gegensatz zu andern Menschen Ihre Augen nicht zum Sehen und Ihre Ohren nicht zum Hören," schalt Stern. „Ich habe die Blicke beobachtet, mit denen Fräulein Lotte Sie manchmal ansah, an dem Klang ihrer Stimme habe ich gehört, was sie für Sie empfindet, und was ich als unparteiischer Dritter merkte, hätten Sie doch in erster Linie bemerken müssen."

„Eigentlich ja," erwiderte Weiden. Das war alles, was er sagte, dann versank er wieder in tiefes Nachdenken. Was er da über sich selbst und über Lotte zu hören bekam, war ihm so neu, so überraschend, daß er es immer noch nicht zu fassen, noch nicht zu glauben vermochte. Und doch konnte Stern recht haben, ihm war es in der letzten Zeit auch so

gewesen, als wenn er für Lotte etwas andres als nur Freundschaft empfände.

Aber Lotte sollte ihn wirklich lieben? Lotte, von der er geglaubt hatte, daß sie bei ihrer ruhigen, leidenschaftslosen Art gar nicht wußte, was Liebe sei? Unmöglich war ja nichts auf Erden, aber das hatte er denn doch nie und nimmermehr gedacht.

Und immer noch in Gedanken versunken sah er vor sich hin, als Stern sich nun erhob, um sich zu verabschieden: „Ueberlegen Sie noch einmal in Ruhe, was ich Ihnen sagte, Weiden, prüfen Sie sich selbst, prüfen Sie Ihr Herz, und ich glaube nicht, daß Sie dann noch einmal sagen werden: ‚Der Stern ist verrückt.‘ Vorläufig ist er nur mehr als satt, ich glaube, ich habe ein halbes Schwein verzehrt, ich muß mir etwas Bewegung machen.“

„Ich mir auch,“ stimmte Weiden ihm bei, „wenn es Ihnen recht ist, machen wir einen Bummel durch den Wald, wir können dann ja hinterher irgendwo ein Glas Bier trinken.“

Bald darauf schlugen die Kameraden den Weg zum Wald ein, und Stern mußte erzählen, was sich in Weidens Abwesenheit ereignet hatte, ganz ausführlich mußte er von der Nachtfelddienstübung berichten.

Aber allzu weit kam er nicht mit seiner Schilderung, denn plötzlich tauchten die Familie Osterloh und Fräulein Tröger vor ihnen auf. Schon von weitem

erhob der Regierungsrat seine Stimme, und während er den Spazierstock in der Luft schwang, stieß er einen Jodler aus, wie man ihn selbst bei den falschesten Tirolern nicht falscher hören kann.

„Das nenne ich aber ein freudiges Zusammentreffen," meinte der Regierungsrat, nachdem sich die Parteien begrüßt hatten. „Seit wann sind Sie denn wieder zurück, Weiden, ich hatte überhaupt keine Ahnung, daß Sie schon wieder hier sind; Sie wollten doch länger fortbleiben, wenn ich nicht irre?"

Weiden stand Rede und Antwort, berichtete, neben dem Regierungsrat und dessen Frau hergehend, wie es zu Haus ginge, bestellte die Grüße, die ihm aufgetragen waren, und schritt dann, als der Weg schmaler wurde und man, wie es im Reglement heißt, zu zweien abbrechen mußte, neben Lotte her, die sich bisher mit keinem Wort an der Unterhaltung beteiligt, sondern genug damit zu tun gehabt hatte, die Unruhe, die sie bei Weidens plötzlichem Erscheinen befiel, zu verbergen.

Sie wußte, weshalb er auf Reisen gewesen war: hatte er sich verlobt oder war er so zurückgekommen? Daß er nicht sofort von seiner Verlobung erzählte, ließ sie einen Augenblick hoffen, daß diese nicht perfekt geworden war. Dann aber kamen die Zweifel: warum verschwieg er es, wenn er sich nicht verlobt hatte? Dazu lag doch gar keine Veranlassung vor.

Er hatte sich in ihrem Elternhaus so offen gegen den Plan ausgesprochen, daß sie alle sich mit ihm freuen würden, wenn es ihm gelungen wäre, den Entschluß seines Vaters rückgängig zu machen. Soweit sie ihn kannte, hätte er in seiner heiteren Art gesagt: „Ich bitte um freundliche Glückwünsche . . . aus der Verlobung ist Gott sei Dank diesmal noch nichts geworden." Und daß er gar nichts von seiner Reise erzählte, ließ die Gewißheit in ihr wach werden: er hat sich verlobt, er scheut sich nur, es uns einzugestehen, er will es vermeiden, daß wir ihm Glück wünschen!

Ebenso schweigsam wie Lotte war Weiden.

Er beschäftigte sich in Gedanken mit dem, was er vor kaum einer Stunde mit Stern besprochen hatte, und das machte ihn trotz aller Weltgewandtheit verlegen. Ein paarmal warf er einen heimlichen Blick auf seine Begleiterin; die konnte dann ihre Verlegenheit nicht verbergen, und auch ihm wurde jedesmal dabei ganz sonderbar zumute. Er kam sich wie ein junger Fähnrich vor, der neben seiner Coeurdame spazieren geht und sich vor lauter Verlegenheit nicht zu benehmen weiß. War das wirklich die Liebe, von der die Dichter singen? Vor allen Dingen aber: hatte Stern recht gehabt mit dem, was er sagte, war das, was Lottes Blicke verrieten und ihr ganzes Benehmen zeigte, wirkliche Liebe?

Und mit einem Male durchfuhr ihn der Gedanke:

‚Ich will sie auf die Probe stellen, dann muß sich ja zeigen, ob sie überhaupt etwas für mich empfindet, und dann können wir ja weiter sehen. Drei Tage habe ich ja noch Zeit.‘

Und so sagte er denn, sie fest ansehend, ohne jeden Uebergang, plötzlich und unvermittelt: „Lotte, Sie sollen die erste sein, der ich es anvertraue, ich habe mich vorgestern verlobt.“

„Also doch.“

Sie war stehen geblieben und sah ihn mit großen, starren Augen entsetzt an, jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen, um ihren Mund zuckte und bebte es, und ehe sie es verhindern konnte, füllten sich ihre Augen mit Tränen.

Er sah sie verwundert an. „Aber Lotte,“ sagte er nur. War das Liebe, was sich da bei ihr zeigte? Mit einem Male glaubte er es nicht nur, er hoffte es sogar. Aber gewaltsam bezwang er sich, obgleich sein Herz in diesem Augenblick so unruhig pochte wie noch nie in seinem Leben.

„Lotte,“ sagte er so ruhig, so harmlos und gleichgültig wie nur irgend möglich, „Lotte, warum weinen Sie denn eigentlich?“

„Sie tun mir ja so schrecklich leid,“ gab sie schluchzend zur Antwort, „ich weiß ja, Sie haben Ihre Braut gar nicht ein bißchen lieb, und nach allem, was Sie mir erzählten, passen Sie beide auch gar nicht zusammen.“

„Ist das Ihr ganzer Glückwunsch?“ fragte er, anscheinend gekränkt. „Von Ihnen hätte ich ein wärmeres Wort erwartet.“

Sie trocknete schnell die Tränen, dann reichte sie ihm die Hand. „Seien Sie nicht böse,“ bat sie, „ich wollte Sie nicht kränken.“ Und nach einer kleinen Pause setzte sie stockend hinzu: „Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen alles, alles Gute.“

„Ich danke Ihnen schön, Lotte,“ gab er ernsthaft zur Antwort, dann gingen sie wieder eine ganze Weile schweigend nebeneinander her, und wieder ruhten Weidens Augen beständig auf seiner Begleiterin, aber sie merkte jetzt nichts davon, sie hatte den Blick zu Boden gesenkt.

„Lotte,“ sagte er nach einer langen Pause, während in seinen Augen wieder der Schalk und der Humor zum Durchbruch kam, „Lotte, soll ich Ihnen noch einmal was erzählen?“

„Warum nicht?“ erwiderte sie fast tonlos, „Sie wissen ja, mich interessiert alles, was Sie betrifft.“

Wieder schwieg er einen Augenblick, dann sagte er: „Lotte, ich muß Sie um Verzeihung bitten, ich habe Sie scheußlich angelogen, ich bin ja gar nicht verlobt.“

„Oskar ... Weiden ... ist das wirklich wahr?“

Sie jauchzte, sie jubelte förmlich auf, eine grenzenlose Freude sprach aus ihren Zügen, ihre Augen leuchteten, und mit einer Stimme, der man deutlich die Erregung und die bangen Zweifel anmerkte, fragte

sie noch einmal: „Ist es wirklich wahr, was Sie sagten, oder ist es auch dieses Mal nur Scherz?"

„Nein, Lotte," gab er zur Antwort, „mein Wort darauf, ich sprach die Wahrheit, noch bin ich nicht verlobt ... aber ich will mich verloben."

„Also doch!"

Wieder war alle Freude, aller Sonnenschein aus ihrem Gesicht verflogen, wieder ergriff sie die tiefste Niedergeschlagenheit.

„Ja, Lotte, es ist, wie Sie sagen, also doch! Aber in einem Punkte irren Sie sich: ich will mich nicht mit der jungen Dame verloben, die mein Vater für mich aussuchte, das werde ich nie und nimmer tun, da kann mein Vater bitten und drohen, soviel er will, da gehorche ich nicht. Ich habe stets getan, was er wollte, aber dieses Mal streike ich, da setze ich meinen eignen Willen durch. Nein, die Tochter unsers Gutsnachbarn wird nie meine Frau, ich habe eine andre Wahl getroffen, ich will mich mit einer andern verloben ... mit Lotte Osterloh."

‚Das heißt, wenn sie mich will,' wollte er hinzusetzen, aber er kam nicht so weit. Weinend vor Glückseligkeit hing sie an seinem Hals und küßte ihn auf den Mund und auf die Augen. „Oskar, sag mir noch einmal, daß es wahr ist," bat sie, „sag mir, daß du mich wirklich liebst so wie ich dich! Du weißt ja gar nicht, wie ich auf dich gewartet habe, wieviel

Tränen ich vergoß, weil du immer und immer noch nicht kamst. Frage Panchita, die weiß, wie ich mich um dich gegrämt habe."

„Aber Lotte, liebe, kleine Lotte, warum hast du mir das denn nicht eher gesagt?" fragte Weiden. „Ich bin ja doch nun einmal so dumm, daß ich selbst dir nichts angemerkt habe. Wir müssen uns bei Stern bedanken, der hat mir erst gesagt, daß das, was ich für dich empfinde, Liebe ist, und ich habe es doch nicht glauben wollen. Erst vorhin fing ich an, es zu glauben, vorhin, als du weintest, weil ich nach deiner Ansicht mit der andern unglücklich würde. Und jetzt, jetzt weiß ich, daß ich dich liebe, so heiß, so innig, wie ich noch nie jemand geliebt habe."

Und leidenschaftlich preßte er sie an sich.

Da knackte es in den Büschen, und erschrocken fuhren sie auseinander; jetzt erst fiel ihnen ein, daß sie ja nicht allein waren, daß die Eltern, daß Stern und Fräulein Tröger in der Nähe waren. Aber als sie sich nun umsahen, war von den andern nichts zu sehen, kein Mensch war zu hören, vielleicht hatte der Abendwind einen verdorrten Zweig geknickt.

„Komm, Oskar, laß uns zu den Eltern gehen, laß uns ihnen nacheilen," bat Lotte mit strahlenden Augen, „glaube mir, sie werden glücklich sein, daß du nun doch zu mir gekommen bist. Sie haben es nie gesagt, aber ich weiß, sie haben es im stillen gehofft."

Und glücklich wie zwei Kinder liefen sie den Eltern nach.

Unterdes saßen Panchita und Leutnant von Stern auf einer Bank und plauderten. Es war verabredet worden, daß sich alle für den Fall, daß sie sich verlieren würden, auf der Ziegelei wieder zusammenfinden sollten. Dort wollte man zu Nacht essen. So brauchte man nicht allzu viel Rücksicht aufeinander zu nehmen, zumal der Regierungsrat die Vorliebe der beiden jungen Damen kannte, mitten in den Wald hinein zu gehen und dort Blumen zu pflücken.

Aber während Herr von Stern sich mit Panchita unterhielt, merkte er zu seinem Erstaunen, daß sie heute gar nicht auf seine Art, zu plaudern, einging, und ihm ganz zerstreute Antworten gab. Ein paarmal hatte er sie schon verwundert angesehen, jetzt aber, da sie gar nicht gehört zu haben schien, was er ihr erzählte, machte er seinem Herzen Luft: „Aber erlauben Sie mal, gnädiges Fräulein, was ist denn eigentlich heute mit Ihnen? So still und schweigsam kenne ich Sie ja gar nicht. Fängt die Verbannung an, Ihnen langweilig zu werden? Sie entsinnen sich, daß ich Ihnen den collapsus provincialis zu schildern versuchte, ist der bei Ihnen im Anzuge? Man spürt ihn eben so wie jede andre Krankheit schon tagelang vorher in seinen Gliedern.“

„Nein, nein,“ widersprach Panchita, „mir fehlt nichts, mir geht es gut, vielleicht sogar zu gut, des=

halb will an einem der nächsten Tage mein Vater hierher kommen."

Er sah sie verständnislos an. „Offen und ehrlich gestanden, gnädiges Fräulein, ich schmeichle mir zwar, nicht gerade der Dümmste zu sein, aber trotzdem verstehe ich Sie nicht ganz."

„Aber Herr von Stern," bat sie, „die Sache ist doch so furchtbar einfach: ich erzählte Ihnen ja, daß ich zur Strafe hierhergeschickt wurde. Ich sollte mich langweilen, zur Vernunft kommen und dann die strengen weiblichen Verwandten, die sich über mich ärgerten, um Verzeihung bitten. Nun aber habe ich mich noch keine einzige Minute hier gelangweilt, und das hat mein Vater wohl aus meinen Briefen herausgelesen. Er schrieb mir heute, ich wäre nicht hier, um mich zu amüsieren, und deshalb will er mich an einem der nächsten Tage hier abholen und mich zu einer Verwandten, einer alten und sehr frommen Dame, bringen, und dort soll ich bis zum Winter bleiben."

Der Gardestern hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. „Nehmen Sie es mir nicht übel, gnädiges Fräulein, aber Ihr Herr Vater scheint mir bei aller Hochachtung, die ich vor ihm habe, doch eine — na, wie soll ich sagen? — sehr despotische Natur zu sein. Selbstverständlich hat er das Recht, Sie hier fortzunehmen, aber ich meine trotzdem, das tut man doch nicht. Ein junges Mädchen wird nicht ‚strafversetzt'

wie ein junger Leutnant, bald hierhin, bald dorthin, na, und dann überhaupt . . . Sie können doch nicht so Hals über Kopf abreisen, Sie müssen doch erst Ihre Koffer packen und Abschiedsbesuche machen. Das geht doch nicht alles von heute auf morgen."

„Das habe ich meinem Vater auch geschrieben und ihn gebeten, wenigstens noch acht Tage hierbleiben zu dürfen, aber ich glaube, es wird wenig nützen, ich fürchte, er wird doch an einem der nächsten Tage hier ankommen."

„Lassen Sie ihn nur ruhig kommen, gnädiges Fräulein, ich werde ja sicher Gelegenheit finden, ihn kennen zu lernen, und dann werde ich einmal mit ihm sprechen."

„Sie — Herr von Stern?" Unwillkürlich mußte Panchita lachen, dann fuhr sie fort: „Sie kennen meinen Vater nicht, er ist ein Selfmademan im besten Sinne des Wortes. Aus kleinen Anfängen hat er sich „drüben" emporgearbeitet, als reicher Mann kehrte er mit uns nach Deutschland zurück. Seinem unbeugsamen Willen, seiner eisernen Energie, seinem rastlosen Fleiße verdankt er, was er heute ist. Bei dem werden Sie schwerlich etwas erreichen."

„Wir werden ja sehen, gnädiges Fräulein," erwiderte der Gardestern gelassen. „Auch ich bin mir meines Wertes oder meines Unwertes voll bewußt, und so hat mir eigentlich noch kein Mensch auf der

Welt imponiert. Unser Kaiser — Bismarck — Moltke — die sind natürlich ausgenommen, das sind ja gewissermaßen Uebermenschen. Aber sonst? Soll ich vor einer Exzellenz heilige Ehrfurcht haben, nur weil der hohe Herr Exzellenz ist, oder weil er breite Generalstreifen an den Hosen trägt? Gibt es ja gar nicht. Und Ihr Herr Vater? Was Sie mir erzählten, nimmt mich für ihn ein, ich bewundere ihn, aber ich werde schon mit ihm fertig werden. Wir hatten mal in unserm Millionenklub in Berlin einen jungen und sehr reichen Fürsten, vor dem alles auf den Knien lag — nur auf mich machte der Mann keinen Eindruck, er war mir zu dumm. Und eines Tages stellte er mich zur Rede, warum ich ihn nicht zuerst auf der Straße gegrüßt hätte. ‚Durchlaucht', sagte ich zu ihm, ‚grüßen Sie jemals jemand zuerst?' ‚Nein', gab er zur Antwort. Da reichte ich ihm die Hand und sagte: ‚Dann passen wir sehr gut zusammen, — ich tu' es nämlich auch nicht'." Und von Stunde an wurden wir sehr gute Freunde."

„Das mag ja alles sein," stimmte Panchita ihm bei, „aber vor allen Dingen weiß ich auch nicht, was Sie eigentlich mit meinem Vater besprechen wollen?"

„Das ist mir allerdings vorläufig auch noch etwas schleierhaft," erwiderte der Gardestern nach einer kleinen Pause. „Zunächst werde ich Ihren Herrn Vater natürlich darum bitten, Sie uns noch hier zu

lassen. Ich werde ihm klar zu machen versuchen, daß Sie noch gar nicht abkömmlich sind."

„Wenn Ihnen das nur gelingt, Herr von Stern — kein Mensch hat hier doch weniger zu tun als ich."

„Man soll selbst seine Tätigkeit nie zu gering achten, gnädiges Fräulein."

„Aber ich habe hier doch auch wirklich nichts zu tun," meinte Panchita.

„Erlauben Sie mal, gnädiges Fräulein, das weiß ich denn doch besser," rügte der Gardestern. „Zunächst sind Sie mir doch meine leuchtende Sonne — wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie brauchen gar nicht zu lachen, ich spreche im heiligsten Ernst. Glauben Sie, daß ich überhaupt noch am Leben wäre, wenn der Zufall Sie nicht hierhergeführt hätte? Dann läge ich schon lange unter der Erde. Der Beruf der Sonne ist nun einmal der, zu leuchten, und da wird Ihnen schon nichts weiter übrig bleiben, als weiter zu leuchten."

„Auch die Sonne geht einmal unter."

„Aber doch nur für wenige Stunden, gnädiges Fräulein, dann ist sie wieder da."

„Gewiß," stimmte sie ihm bei, „aber Sie können doch nicht von mir verlangen, daß ich jahraus jahrein hier bleibe, lediglich um Ihnen als Sonne zu dienen. Auch mir tut es leid, daß ich von hier fort muß, ich habe mich hier sehr wohl gefühlt, aber ewig kann ich doch nicht bei Osterlohs zu Besuch bleiben."

„Aber zwischen ‚ewig hier bleiben‘ und ‚nach wenigen Tagen abreisen‘ ist doch ein großer Unterschied,“ sagte er; „ich muß gestehen, was Sie mir da von den Plänen Ihres Herrn Vaters erzählen, ist für mich so überraschend, das kommt mir so plötzlich, daß ich überhaupt nicht weiß, wie ich mich da hineinfinden soll.“

Es sprach eine solche Verzagtheit aus seinen Worten, daß sie ihn ganz verwundert ansah, und sie erschrak förmlich vor dem traurigen Ausdruck seiner Züge. Er hatte, solange sie ihn kannte, zum erstenmal das Monokle fallen lassen und blickte resigniert vor sich hin: sogar der spöttische Zug und das spöttische Lächeln war von seinen Lippen gewichen.

Und mit einem Male wurde ihr klar, was sie bisher nur vermutet, was sie gehofft und gewünscht hatte, daß er sie liebe. Auch sie liebte ihn: von dem Tage an, da sie ihn gesehen, hatte er ihr gefallen, und je mehr sie ihn im Laufe der Zeit mit Hauptmann von Böhme, der auch jetzt noch eifrig um sie warb, verglichen hatte, um so mehr war die Wage zu seinen Gunsten gestiegen. Ihr Herz drohte zu zerspringen, aber gewaltsam zwang sie sich zur Ruhe.

„Herr von Stern,“ versuchte sie zu scherzen, „Sie gehören doch sonst zu jenen Menschen, die über den Dingen stehen, die sich durch nichts aus der Ruhe bringen lassen. Wie kann es Sie da nur irgendwie bewegen, ob ich gehe oder bleibe?“

Er schwieg eine ganze Weile, dann sagte er: „Bisher hat mich wirklich alles auf der Welt kalt gelassen, nur zweimal habe ich das innere Gleichgewicht verloren: damals, als ich hierher versetzt wurde, und jetzt, da Sie mir mitteilen, daß Sie fortmüssen.“

„Wie Sie das erste überwanden, werden Sie auch das zweite überwinden,“ gab sie zur Antwort.

Da hob er den Blick und sah sie groß an, so daß sie die Augen zu Boden schlug. „Sie irren sich, gnädiges Fräulein. Das erste habe ich noch nicht überwunden, und das zweite werde ich nie überwinden. Nun aber wollen wir den andern nachgehen, sonst könnte ich der Versuchung unterliegen, Ihnen schon heute zu sagen, weshalb mich Ihre Abreise so traurig macht. Das aber darf nicht sein.“

Und seinem Beispiel folgend, erhob auch sie sich von ihrem Platz, und schweigend schritten sie gleich darauf nebeneinander den andern nach.

Elftes Kapitel

Im Hause des Regierungsrat Osterloh fand, wie Panchita es nannte, eine Versammlung der Väter statt, und in der kleinen Villa, in der es sonst ruhig und friedlich zuzugehen pflegte, war, wie Minna, die Köchin, alle fünf Minuten behauptete, reineweg der Teufel los.

Zuerst war der alte Herr von Weiden erschienen; sein Herr Filius war so gehorsam gewesen, den Scheck über dreitausend Mark erst einzulösen, nachdem er auf der Post das Wort: „Verlobt“ telegraphiert hatte. Dann zögerte er aber auch nicht eine Minute länger, sich das Geld zu holen und seine Schulden zu bezahlen. Die Freude, die er dabei empfand, war keine reine, ungetrübte, denn mit prophetischem Blick sah er es voraus, daß sein alter Herr ihm ganz gehörig den Kopf waschen würde.

Es war zwischen Vater und Sohn zu einer sehr erregten Aussprache gekommen, wenigstens fünfzigmal hatte der alte Herr sich verschworen, nie und nimmermehr seine Einwilligung zu dieser „blödsinnigen Partie“ zu geben, aber schließlich hatte er es doch getan: einmal, weil Oskar doch sein Sohn war, zweitens, weil der Regierungsrat sein bester Freund war, mit dem er sich nicht ewig erzürnen wollte, und drittens, weil ihm die Lotte viel besser gefiel als die Braut, die er für seinen Sohn ausgesucht hatte. Sein Herz hatte den Sieg über seinen Verstand davongetragen, das ärgerte ihn, und knurrend und brummend lief er im Hause des Regierungsrates herum.

Aber während der nur still vor sich hinbrummte, schalt ein andrer ganz laut: das war der alte Tröger. Der hatte, kaum angekommen, dem Regierungsrat heftige Vorwürfe darüber gemacht, daß dieser sein

Kind viel zu viel verzogen, sie mit Liebe, anstatt mit Strenge behandelt hätte. Der Regierungsrat kannte seinen Freund: widersprechen durfte man dem nicht, man mußte ihn ausreden lassen und ihm hinterher eine gute Flasche Rotwein und eine sehr gute Zigarre vorsetzen, da beruhigte er sich am schnellsten.

Nach diesem alten, erprobten Rezept wollte der Regierungsrat auch dieses Mal verfahren, aber der alte Tröger winkte ab: „Noch nicht — erst will ich einmal mit meinem Kind unter vier Augen sprechen.“

Und nun saßen sich Vater und Tochter allein gegenüber. Der alte Tröger war eine breite, kräftige, untersetzte Erscheinung, mit einem mächtigen Kopf, dessen Züge rücksichtslose Energie ausdrückten. Er hatte eine schöne, hohe Stirn und kluge, listige Augen. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er sein Lebenlang gewohnt gewesen sei, zu arbeiten, und daß er sich vor keiner Tätigkeit gescheut hatte.

„Was du mir da sagst, Panchita,“ entgegnete er jetzt auf eine Bemerkung seiner Tochter, „ist ja sehr schön, und da du drüben geboren und großgezogen bist, fühle ich es dir nach, daß es dir schwer wird, dich den hier herrschenden Bestimmungen und Gesetzen zu fügen. Aber trotzdem: das Alter fordert Rücksicht, und nie und nimmer werde ich es dulden, daß du deinen Verwandten gegenüber dich so spöttisch und ablehnend verhältst, wie du es tatest. Ich habe dich

gebeten, die Form zu wahren, ich habe dir mit Strafe gedroht und geglaubt, daß du in der Langeweile dieser kleinen Stadt zur Vernunft kommen würdest, aber leider hast du dich hier zu gut amüsiert und hast keine Zeit gehabt, über dich nachzudenken. Da bleibt mir, wenn du dich auch jetzt noch weigerst, die Verwandten für den vielen Tort, den du ihnen antatest, um Verzeihung zu bitten, nur eins: ich muß dich einer strengeren Obhut anvertrauen. Also wähle — was willst du?"

Panchita ballte nervös das kleine Spitzentaschentuch, das sie in den Händen hielt, zusammen und nagte erregt an der Unterlippe. „Und wenn ich dich nun bitte, Vater, mich noch hier zu lassen?" sagte sie schließlich. „Ich kann dir noch nicht alles gestehen, heute noch nicht, aber vielleicht bald, vielleicht schon in wenigen Tagen. Und dann — ich warte auf etwas, Vater, und wenn das eingetreten ist, dann will ich alles tun, was du von mir verlangst, alles, alles."

Der alte Tröger hatte, während seine Tochter sprach, seine kleinen Augen immer mehr und mehr aufgerissen und sah sein Kind jetzt groß an. Und plötzlich pfiff er vor sich hin: „So also stehen die Papiere? Ich schick' dich hierher, damit du dich langweilen sollst, und du verliebst dich, denn daß es sich darum bei dir handelt, ist ja sonnenklar. So also stehen die Papiere? Sieh einmal einer an. Und wie heißt er denn?"

„Der Gardestern, Vater, ich meine natürlich Leutnant von Stern,“ verbesserte sich Panchita, während sie verlegen den Blick zu Boden senkte; „sie nennen Kurt hier nur den Gardestern, weil er so lange bei der Garde stand.“

„Also wie er mit Vornamen heißt, weißt du auch schon,“ schalt der Vater, „und da glaubst du, ich soll nun gleich Ja und Amen sagen, euern Bund segnen, einen Batzen Geld auf den Tisch des Hauses legen und gerührt zu euch sagen: ‚Kinder, heiratet euch und werdet glücklich.‘ Aber daraus wird nichts, so haben wir nicht miteinander gewettet.“

Der Alte war aufgestanden und ging erregt im Zimmer auf und ab, nun blieb er vor seiner Tochter stehen: „Also anstatt Buße zu tun, in dich zu gehen und Tante peccavi zu sagen, verliebst du dich hier! Wie weit seid ihr beide denn schon miteinander? Ich hoffe bestimmt, daß du nicht etwa hinter meinem Rücken Dummheiten machtest und dich vielleicht sogar schon verlobtest.“

„Nein, Vater,“ sagte Panchita, „so weit sind wir noch nicht: ich glaube ja, daß der Gardestern mich liebt, aber gestanden hat er es mir noch nicht.“

„Das ist sein Glück,“ schalt der alte Tröger, „denn ich wiederhole: nie und nimmer gebe ich meine Einwilligung. Und du wirst im Ernst doch nicht von mir verlangen, daß ich zu solcher Torheit meine Hand

bieten soll. Bei mir spricht erst der Verstand und dann das Herz. An dem alten Herrn von Weiden kannst du ja sehen, wohin es führt, wenn man von diesem Grundsatz abweicht; der läuft brummend und scheltend umher, und wenn du dich wirklich einmal verlobst, dann will ich mich darüber freuen, aber will es nicht nötig haben, mich darüber zu ärgern. Und nun sprich mir nicht mehr davon, die Dummheit ist hiermit für mich erledigt."

Panchitas Augen füllten sich mit Tränen, und sie versuchte, die Hand ihres Vaters zu ergreifen. „Vater," bat sie, „sei nicht so hart, du kennst ihn ja nicht, du weißt ja nicht, wie lieb ich ihn habe."

Doch der alte Herr wies jede Zärtlichkeit zurück. „Was du da sagst, sagt jedes Kind zu seinen Eltern, wenn es verliebt ist. Und wenn da die Väter immer gleich ihre Einwilligung geben wollten, würde die Zahl der unglücklichen Ehen noch größer werden, als sie es so wie so schon ist."

Da öffnete sich die Tür, und das Mädchen trat in das Zimmer: „Herr Leutnant von Stern läßt fragen, ob er dem gnädigen Herrn seine Aufwartung machen könne."

„Der kommt mir gerade recht!" rief Tröger beinahe frohlockend, ohne auf die Anwesenheit des Mädchens Rücksicht zu nehmen, „dem werde ich einmal meine Ansicht kurz und bündig auseinandersetzen. Nur immer

herein mit ihm in den Norddeutschen Bund, — du aber, Panchita, mach, daß du fortkommst, geh zu Lotte, hier hast du nichts mehr zu tun!"

Und ihres Widerspruchs und ihrer Bitten nicht achtend, schob er sie zur Tür hinaus.

Gleich darauf trat der Gardestern ins Zimmer; er hatte sich, da er einen offiziellen Besuch machte, in große Gala geworfen, Waffenrock und Epaulettes angelegt und den Schnurrbart noch mehr als sonst aufgesetzt.

„Mein Name ist von Stern," nahm er jetzt das Wort, „ich hörte, daß Sie hier seien, und da ich in den letzten Wochen sehr oft den Vorzug hatte, mit Ihrem Fräulein Tochter zusammenzutreffen, so hielt ich es für meine Pflicht, mich Ihnen persönlich vorzustellen."

„Sehr freundlich, Herr Leutnant."

Tröger nahm auf dem Sofa Platz und bot seinem Gast einen Sessel an.

Herr von Stern stellte seinen Helm auf die Erde, zog sich mit großer Umständlichkeit die Handschuhe aus, kreuzte die Beine übereinander und machte es sich bequem; er schien fürs erste nicht die Absicht zu haben, wieder von hier fortzugehen.

„Sie also sind der Gardestern," unterbrach der alte Herr, der den Offizier aufmerksam geprüft hatte, jetzt das Schweigen.

Stern verneigte sich zustimmend: „Es ist, wie Sie sagen. Sie scheinen bereits von mir gehört zu haben;

so hoffe ich, daß meine Persönlichkeit Sie jetzt nicht allzusehr enttäuscht."

„Die Antwort darauf muß ich Ihnen vorläufig noch schuldig bleiben."

„Bitte, bitte, das ist doch ganz selbstverständlich."

Wieder saßen sich die beiden schweigend gegenüber. Der Gardestern wußte nicht recht, was er sagen sollte; er war mit der Absicht hergekommen, den alten Tröger zu bitten, seine Tochter noch hier zu lassen, er wollte die Erlaubnis einholen, sich um Panchitas Hand bewerben zu dürfen, denn von dem Augenblick an, wo ihm die Gefahr drohte, sie zu verlieren, war ihm klar geworden, wie sehr er sie liebte. Er hatte zu Haus ganz genau gewußt, was er hier sagen wollte, aber jetzt kam er doch nicht mit der Sprache heraus, nicht weil die Gegenwart des andern ihm irgendwie Scheu eingeflößt hätte, sondern weil er keinen rechten Uebergang fand. Er konnte doch nicht einfach mit der Tür ins Haus fallen.

Jetzt aber nahm der alte Tröger das Wort: „Lassen Sie uns ganz offen miteinander sprechen, Herr Leutnant, kurz und klar, wie ich es als Geschäftsmann gewohnt bin. Ich weiß, was Sie zu mir führt, meine Tochter hat mit mir über Sie gesprochen und mir erzählt, daß sie Sie liebt —"

„Fräulein Panchita liebt mich!" jubelte der Gardestern auf. „Bitte, Herr Tröger, sagen Sie mir das

noch einmal, Ihr Fräulein Tochter liebt mich wirklich?"

Tröger machte ein ziemlich dummes Gesicht. „Ja, wußten Sie denn das nicht, Herr Leutnant? Wenn Sie das nicht gemerkt haben, tun Sie mir leid, wie ich jeden Menschen von ganzem Herzen bedaure, der nicht merkt, daß ein junges Mädchen ihm gut ist."

„Sehr vernünftige Ansicht," stimmte der Gardestern ihm bei, „und ich denke genau ebenso. Aber in diesem Falle liegt die Sache doch etwas anders, Ihr Fräulein Tochter und ich haben noch nie zusammen über Liebe gesprochen, trotzdem hatte ich allerdings gehofft, daß sie mir gut sei. Die Gewißheit, die ich soeben erhielt, daß sie mich liebt, macht mich zum glückseligsten aller Menschen."

„Frohlocken Sie nicht zu früh, Herr Leutnant; ich habe meiner Tochter erklärt, daß ich nicht daran denke, meine Einwilligung zu der Verlobung zu geben."

Aber wenn Tröger geglaubt hatte, daß Herr von Stern bei seinen Worten irgendwelche Enttäuschung, Niedergeschlagenheit oder etwas derartiges verraten würde, so hatte er sich sehr geirrt. Den Gardestern verließ auch jetzt seine überlegene Ruhe nicht, mit der größten Gelassenheit betrachtete er den alten Herrn weiter durch sein Monokel und meinte schließlich: „Wissen Sie, verehrter Herr, was Sie da sagen, gefällt mir. Glauben Sie denn, ich

hätte erwartet, daß Sie mir gleich unter Tränen der Rührung um den Hals fallen und mich als Schwiegersohn willkommen heißen würden? Gibt's ja gar nicht. Sie kennen mich ja noch gar nicht. Lernen Sie mich erst näher kennen, dann werden Sie anders urteilen. Und ich muß Sie doch auch erst kennen lernen, verehrter Herr, denn man heiratet doch nicht nur seine Frau, sondern doch auch gewissermaßen deren Familie, na, und wenn man da nicht sympathisiert, ist es mit dem Eheglück meistens saurer Essig. Kenne das von einem meiner Kameraden her, der hatte seine Frau geheiratet, seine Schwiegermutter führte für ihn die Wirtschaft, sein Schwiegervater verwaltete den Weinkeller und den Zigarrenschrank, und die Schwägerin schalt, wenn in dem neuen Tischtuch Rotweinflecke waren. So was mache ich nicht, ich will der Herr sein, wenn ich heirate, und mir von keinem etwas sagen lassen. Und mit meinen Schwiegereltern will ich freundschaftlich verkehren, oder ich schaffe mir lieber erst gar keine an. Sehen Sie, verehrter Herr, das sind so meine Ansichten, und da ich nun Ihr Fräulein Tochter nicht nur heiraten will, sondern auch trotz Ihres Widerspruchs heiraten werde, glaubte ich, Ihnen meine Anschauungen auseinnadersetzen zu müssen. Wie gesagt, wir werden uns kennen lernen, und ich bin davon überzeugt, daß ich Ihnen, und daß Sie mir gefallen werden. Nur eines möchte

ich noch erwähnen, ich bin zwar Leutnant, habe aber keine Schulden, besitze vielmehr ein eignes Vermögen, das mich in den Stand setzt, meine Frau sehr anständig zu ernähren. Sie sollen ja sehr reich sein, aber ich möchte Ihnen gleich sagen, das macht auf mich gar keinen Eindruck. Ich bin weder so jung, noch so dumm, mich lediglich vor dem Gelde zu beugen, und ich würde Ihr Fräulein Tochter genau so lieben wie jetzt, wenn sie ganz arm wäre. So, nun glaube ich alles gesagt zu haben."

Der alte Tröger hatte mit immer wachsendem Erstaunen zugehört, es war das erste Mal, daß jemand so zu ihm sprach, daß jemand zu ihm sagte: „Erst will ich dich näher kennen lernen, und wenn du mir gefällst, wollen wir einander näher treten, sonst nicht." Er dachte an die zahllosen Gäste, die zu Haus bei ihm aus und ein gingen; die meisten kannte er nur dem Namen nach, sie kamen lediglich, um gut zu essen und gut zu trinken und seinen Reichtum mitzugenießen. Und hier saß ihm ein junger Offizier gegenüber und setzte ihm klipp und klar auseinander: trotz deiner Millionen machst du auf mich nicht den leisesten Eindruck. Er hatte dem Leutnant eine Rede halten wollen, aber der hatte den Spieß einfach umgedreht, und ganz geduldig hatte er zugehört. So etwas war ihm noch nie vorgekommen, und so sagte er denn, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt

hatte: „Ich muß es offen gestehen, Herr Leutnant, darauf, daß Sie so zu mir sprechen würden, war ich nicht vorbereitet. Sie haben das Kunststück fertig gebracht, Sie imponieren mir.“

„Na ja also!“ Etwas triumphierend sah der Gardestern den alten Herrn an, dann fuhr er fort: „Ihr Fräulein Tochter sagte mir, Sie ließen sich nichts sagen, Sie duldeten keinen Widerspruch. ‚Lassen Sie es nur gut sein, gnädiges Fräulein,‘ entgegnete ich, ‚wenn Ihr Herr Vater hier ist, werde ich einmal mit ihm sprechen, ich werde die größte Hochachtung vor ihm haben, aber imponieren wird er mir nicht.‘ Gibt's ja gar nicht.“

Wenn ein andrer so gesprochen hätte, wäre der alte Tröger wahrscheinlich fuchsteufelswild geworden, aber aus dem Munde des Gardestern klangen die Worte so selbstverständlich, so natürlich, so frei von jeder Ueberhebung, daß der alte Herr laut auflachte: „Bescheidenheit ziert den Jüngling.“

„Aber ohne sie erreicht der Jüngling mehr; ich bin frei von jeder Arroganz, aber ich weiß ganz genau, was ich als Mensch und als Offizier wert bin.“

„Das scheint mir auch so,“ erwiderte der alte Tröger. Er wollte sich eigentlich über die Art und Weise, wie der Offizier mit ihm sprach, ärgern, aber er konnte es nicht ändern, der Gardestern gefiel ihm. Er, der sich selbst aus kleinen Anfängen heraus-

gearbeitet hatte, dem keine Schicksalsschläge den Mut hatten rauben können, der nie den Glauben und das Vertrauen zu sich selbst, an sein Können und an seine eigne Persönlichkeit verloren hatte, fühlte sich hingezogen zu dem Offizier, der ihm mit stoischer Ruhe und Gelassenheit gegenübersaß. Und wie bei herrschsüchtigen, selbständigen Charakteren der Umschwung der Gesinnung häufig mit Blitzesschnelle erfolgt, so geschah es auch jetzt bei dem alten Tröger. Ganz unerwartet reichte er dem Gardestern die Hand: „Sie haben recht, wir kennen uns noch zu wenig, aber wir werden uns kennen lernen, und wenn Sie ebenso wie ich schon jetzt der Ansicht sind, daß wir einander gefallen werden, dann heiraten Sie meinetwegen Panchita."

Doch ehe der Gardestern Zeit fand, etwas zu erwidern, öffnete sich die Tür, und Panchita, die im Nebenzimmer gelauscht und jedes Wort mit angehört hatte, stürmte herein: „Vater — du bist zu lieb und gut — ich habe es ja immer gesagt, du bist der beste aller Väter!"

Nun aber ließ sie ihren Vater, den sie umschlungen hielt, los und stand in größter Verlegenheit dem Gardestern gegenüber.

„Nicht wahr, Herr Tröger," bat der, „Sie sind so freundlich, für einen Augenblick in das Nebenzimmer zu gehen — was ich Ihrem Fräulein Tochter jetzt zu sagen habe, brauchen selbst Sie nicht zu hören."

„Es wird immer schöner, 'rausgeworfen werde

ich auch noch," schalt der alte Herr, aber schließlich ging er doch. „Spätestens in fünf Minuten bin ich aber wieder da."

„Sagen wir lieber nach einer kleinen Viertelstunde," meinte der Gardestern gelassen, und als Tröger nach Ablauf dieser Zeit wieder in das Zimmer trat, eilte Panchita ihm von neuem entgegen: „Ach, Vater, ich bin ja so namenlos glücklich! Du weißt ja nicht, was ich dir jetzt für eine gute Tochter sein werde. Aber laß uns gleich der Mutter telegraphieren, — was die wohl sagen wird? Und nun erst die Verwandten, die werden Augen machen!"

„Und nun erst Hauptmann von Böhme," unterbrach sie der Gardestern.

Fast erschrocken fuhr Panchita zusammen. „Den hatte ich ja ganz vergessen — was machen wir nur mit ihm? Er wird außer sich sein, wenn er hört, daß ich mich mit dir verlobte."

„Willst du etwa mit Rücksicht auf ihn unsre Verlobung wieder rückgängig machen?" fragte der Gardestern lachend.

Da schlang sie die Arme um seinen Hals und sagte, sich an ihn schmiegend: „Mag kommen, was da will, nun lasse ich dich nicht mehr!"

Romane, Novellen etc.

von Künstlerhand illustriert.

O. Behrend, Manöver. Erzählung aus dem Soldatenleben. Mit vielen Abbildungen von Adolf Wald.
1.—5. Tausend. Geheftet M. 1.—

„Allen Freunden des ‚Zweierlei Tuchs' dürfte diese lustige Geschichte mit ihrem kecken und dabei doch harmlosen Humor einige vergnügte Stunden bereiten." Rheinischer Kurier, Wiesbaden.

J. van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Lose Blätter. Illustriert.
3. Auflage. Geheftet M. 2.—

J. van Dewall, Kadettengeschichten. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Illustriert.
3. Auflage. Geheftet M. 2.—

„Wir sind überzeugt, daß diese Reminiscenzen, in denen sich der sprudelnde Uebermut der Jugend kennzeichnet, die gewesenen alten Kadetten in die verlebte Jugendzeit mit Freuden zurückversetzen werden." Deutsche Heereszeitung, Berlin.

J. van Dewall, Der Ulan. Roman. Mit 141 Illustrationen von G. Brandt.
3. Auflage. Geheftet M. 3.—

„Weniger in Form eines Romans, denn als sehr einfache Erzählung werden hier die historischen Ereignisse der Pariser Belagerung und Kommune in lebendigen Schilderungen mit einer Liebesgeschichte verflochten. Das Buch ist frisch und zum Teil von köstlichem Humor." Gegenwart, Berlin.

Max Dreyer, Das Tal des Lebens. Historischer Schwank. Mit Bildern von Lyonel Feininger.
9.—11. Tausend. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Gregor Samarow, Die Saxoborussen. Roman. Mit 8 Vollbildern von Ed. Cucuel.
6. Auflage. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.50

„Jeder Freund studentischen Lebens und Treibens wird die gewandten, stellenweise von einem höchst drolligen und dabei stets feinen Humor gewürzten Schilderungen mit Vergnügen lesen." Straßburger Post.



163-193












3 1951 002 074 984 3